

Bauer - Landwirt - Unternehmer : Aescher Landwirtschaft der letzten 100 Jahre

Autor(en): **Suter, Daniel**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **67 (2002)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aescher Landwirtschaft der letzten 100 Jahre

A. Chronologischer Rundgang durch 100 Jahre

1. Aesch um 1900: Landwirtschaft zwischen Selbstversorgung und Weltwirtschaft – Portrait eines stadtnahen Bauerndorfes	42
2. Kriege und Krisen: 1914–1947	46
2.1. 1914–1935: Der 1. Weltkrieg und seine Folgen	46
2.2. 1936–1947: Neuorientierung der Agrarpolitik über den staatlichen Anbauplan für die Kriegszeit (Plan Wahlen)	48
3. Fortschrittseuphorie und Bauernsterben: 1952–1977	51
4. Die ökologische Wende: 1972–1993	56
5. Aesch um 2000: Landwirtschaft zwischen Ökologie und Ökonomie	58

B. Ausgewählte Aspekte

1. Landwirtschaft und Kirche	64
2. Genossenschaften, Vereine und Verbände	66
3. Feldregulierungen in Aesch	71
4. Vom Stand zum Beruf – Die landwirtschaftliche Ausbildung	72
5. Bauern-Familien-Betrieb – Eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft	76
Anhang	79

Redaktionelle Anmerkung: Der nachfolgende Beitrag ist das Resultat von umfangreichen Archiv- und Literaturrecherchen sowie von Interviews, die im Hinblick auf die aktuelle Wechselausstellung «Bauer – Landwirt – Unternehmer» im Heimatmuseum Aesch geleistet wurden (vgl. S. 45). Daniel Suters umfangreicher Artikel ist indes nicht nur ein Beitrag zur lokalen Agrargeschichte, sondern dürfte weitherum interessieren. In veränderter, ergänzter Form wird die Arbeit auch als selbstständige Publikation des Museums ab August greifbar sein. Der Redaktor dankt für die gewährte Gelegenheit, die Arbeit als Vorabdruck in unserer Zeitschrift publizieren zu können. DW

A. Chronologischer Rundgang durch 100 Jahre

1. Aesch um 1900: Landwirtschaft zwischen Selbstversorgung und Weltwirtschaft – Portrait eines stadtnahen Bauerndorfes

Unter den 167 Landwirtschaftsbetrieben in Aesch gab es 1905 nur gerade 5 Aussenhöfe (Schlatthof, Schürhof, Klushof, Neumatthof und Sonnenhof), alle anderen 162 lagen im Dorf selber oder zumindest in unmittelbarer Nähe. Auf alten Dorfbildern sieht man gut, dass fast bei jedem Haus eine Scheune oder ein Stall zu finden war. An den verschiedenen Dorfbrunnen wurden das Vieh und die Pferde getränkt und bei einigen Häusern stand der Miststock noch sichtbar am Strassenrand. Dennoch kam es bereits um 1900 zu Umnutzungen der Ökonomiegebäude durch Gewerbetreibende und Handwerker, die in den Scheunen ihre Werkstatt oder ihre Warenlager eingerichtet hatten. Aesch war also um 1900 bereits kein reines Bauerndorf mehr (statistischer Überblick im Anhang 1).

Mit dem Bau der Jurabahn 1875 und der Tramlinie 1907 hatte Aesch Anschluss an die städtische Industrie erhalten und so vergrösserte sich die Zahl der Arbeiterbauern. Einerseits konnten viele nicht mehr von ihren kleinen Landwirtschaftsbetrieben leben, andererseits reichten aber die Löhne in den Fabriken kaum zur Ernährung einer Familie aus, so dass sie und ihre Frauen immer noch etwas Landwirtschaft zur Selbstversorgung nebenher betreiben mussten. Aufgrund der Realteilung bei Erbschaften besaßen fast alle Dorfbewohner überall verstreut irgendein kleines Stück Land, auf dem eine Kuh oder ein paar Ziegen weiden konnten, einige Obstbäume wuchsen und das als Pflanzgarten oder Acker genutzt wer-

den konnte. Durchschnittlich hatte ein Bauer sein Land auf 21 Parzellen verteilt, bei den meisten waren es insgesamt weniger als 5 ha!

Durch die Zunahme an Erwerbsmöglichkeiten ausserhalb des Dorfes, sei es bei der Bahn, den Metallwerken in Dornach, der Spinnerei Angenstein oder in den Fabriken von Basel und Grellingen, gab es nur noch eine kleine Zahl von Tagelöhnern und im Gegensatz zu den Bezirken im oberen und hinteren Baselbiet spielte die Posamenterei (Seidenbandweberei) in Aesch aufgrund der umliegenden Industrie keine Rolle.

In der schweizerischen Landwirtschaft machte sich bereits seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Schifffahrt der Einfluss des wachsenden Welthandels bemerkbar. Billige Getreideimporte führten zu einem Preiseinbruch im Ackerbausektor und dies bewegte viele Bauern dazu, vermehrt auf die lukrativere Milch- und Viehwirtschaft umzusteigen. Es ist wohl in diesem Zusammenhang zu sehen, dass die ersten landwirtschaftlichen Genossenschaften Milchgenossenschaften waren, die Verwertung, Vermarktung, Absatz und Qualitätssteigerung organisierten. In Aesch wurde die Milchgenossenschaft 1880 gegründet. Obwohl Aesch in der nahen Stadt Basel einen guten Absatzmarkt für Milch und Fleisch hatte, war die Landwirtschaft immer noch relativ stark diversifiziert.



Ländliche Szene in der Bahnhofstrasse. Postkarte. (Bild zvg)

Als Brotgetreide diente vor allem Winter- und Sommerweizen; auf dorfnahen Feldern wurde auch etwas Dinkel angebaut, da dessen hartnäckiger Spelz etwas Schutz vor den Spatzen bot. Gerste, Roggen und Hafer dienten als Futtergetreide.

Für die Viehhaltung war neben den Weiden natürlich das Mattland wichtig, wo im Frühsommer das Heu und im Frühjahr das Emd eingebracht werden konnten. Im Rahmen der verbesserten Dreifelderwirtschaft wurden aber auch Hackfrüchte wie Kartoffeln und Futterrüben (Durlips/Runggle) kultiviert. Als Dünger verwendete man vor allem Gülle, Mist und Knochenmehl. Die Anfang Jahrhundert langsam aufkommenden Kunstdünger waren oft unbekannt und schlicht zu teuer.

Gemüse wurde von den Bauern vor allem zur Selbstversorgung angebaut, möglicherweise gab es aber auch in Aesch einzelne Frauen, die – wie das im Leimental üblich war – das Gemüse für den Direktverkauf mit dem Handwagen nach Basel ins Arbeiterquartier Gundeldingen brachten.

Die Gespinstpflanzen Hanf und Flachs wurden dagegen bereits nicht mehr angebaut, da es unterdessen billiger war, Kleider zu kaufen, als sie selber herzustellen. Auch Ölpflanzen, wie beispielsweise Raps, wurden nicht mehr produziert.

Im Obstbau dominierten die zum Sinnbild des Baselbiets gewordenen Kirschen über Äpfel, Birnen und Zwetschgen. An

dieser Stelle muss natürlich in Aesch die grosse Bedeutung der Reben erwähnt werden, auch wenn diese um 1900 fast nur noch für den Eigenbedarf angebaut wurden. Krankheiten, Schädlinge und billigere Importweine sowie die grosse Arbeitsintensität hatten den Rebenbestand Ende des 19. Jahrhunderts bereits schrumpfen lassen.

Bei der Tierhaltung gab es neben den Kühen, Rindern und Schweinen immer noch etliche Ziegen (die Kuh des armen Mannes), während die Schafzucht aufgrund der billigen Wollenimporte aus Übersee kaum mehr eine Rolle spielte. Da eine verbesserte Viehzucht schon früh ein staatlich gefördertes Anliegen war, stellten die Gemeinden gewählten Zuchtstier- und Ziegenbockhaltern Gemeindefeld zur Verfügung. Die Anzahl der Pferde nahm um 1900 zu; da sie zum einen als Zugtiere für die neuen Maschinen, zum anderen aber auch für die Fuhrhaltereien zwischen Industriebetrieben, Dorf und Bahnstation gebraucht wurden.

Die meisten Arbeiten mussten von Hand gemacht werden, weil die wenigsten dieser vielen Kleinbauern sich die teuren amerikanischen Maschinen leisten konnten und es für viele Arbeiten noch keine Maschinen oder agrochemische Hilfsmittel gab. Beim Setzen, Mähen, Ernten und Kirschenbrechen mussten daher viele Hände mithelfen. Neben den Familienmitgliedern und Verwandten standen Knechte, Mägde und saisonale Arbeitskräfte wie beispielsweise Mäher aus dem Jura und dem Badischen sowie die letzten Tagelöhner aus dem Dorf im Einsatz. Auch die so genannten Heuwoog-Schangi fanden sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch: Tagelöhner, die in fast biblischer Manier am frühen Morgen bei der Heuwaage in Basel standen und hofften,

von einem Bauern aus dem Birseck für ein Tagwerk angestellt zu werden. Und nicht zuletzt war mancher Industriearbeiter froh, wenn er vor oder nach der Schichtarbeit noch einen Zustupf beim Kirschenbrechen verdienen konnte.

Bei den obligaten Znüni und Zvieri war so eine gesellige Runde um die Milchkafeekanne, den Mostkrug und den Korb mit den Esswaren versammelt. Diese Pausen waren angesichts der Beschwerlichkeit der Arbeit enorm wichtig. Es sei hier nur an die hartnäckigen Fliegen und Bremsen in der sommerlichen Hitze beim Rechen und Aufladen des Heus, an die von Halmen und Disteln zerstochnen Arme und Beine beim Ernten des Getreides, an die ständig gebückte Haltung bei der Arbeit im Kartoffel- oder Rübenacker erinnert. Zur zeitintensiven Handarbeit kam aufgrund der weiten Zerstreuung der verschiedenen Parzellen der grosse Zeitaufwand für den Weg hinzu. Bei guter Witterung in der Heu- oder Erntezeit war es daher gang und gäbe, dass man schon um 4 Uhr früh aufs Feld zog.

Im Gegensatz zu den vielen kleineren Betrieben besaßen die grösseren meist schon erste pferdgezogene amerikanische Maschinen. Vor allem die Mähmaschinen für Gras und Getreide brachten eine gewisse Erleichterung. Da aber der Antrieb des Mähbalkens über die Räder geschah, mussten die Pferde die schweren Maschinen in einem ziemlichen Tempo durch die Felder ziehen, so dass sie nach der Arbeit völlig erschöpft waren und im Sommer nicht selten wunde Flanken hatten. Bei diesen ersten Mähmaschinen wurde das Getreide nach dem Schnitt weiterhin mühsam von Hand – meist von den Frauen – gehäufelt, gebunden und kunstvoll aufgepuppt.

Blick in die Ausstellung
im Heimatmuseum
Aesch. Sie ist bis April
2003 offen jeden
1. Sonntag im Monat
10–12 und 15–17 Uhr
(ausser Schulferien) oder
nach Vereinbarung
über Tel. 061 756 77 54.
(Bild DW)



Dreschmaschinen waren um 1900 schon eine Selbstverständlichkeit. Neben den Dreschmaschinen der landwirtschaftlichen Genossenschaft Aesch und der Dreschgenossenschaft Duggingen gab es auch private Dreschmaschinenbesitzer in der Umgebung, die für die Arbeit angestellt werden konnten. Vor der Einführung der Elektrizität waren es noch schwere dampfbetriebene Maschinen, die mit mehreren Pferdezügen auf die umliegenden Höfe gebracht werden mussten. Der Besitzer der Maschine brachte je nachdem auch gleich die saisonalen Drescharbeiter mit – oft gesellschaftliche Randfiguren wie Alkoholiker oder «Kundi».

Neben dem Dampfantrieb kamen dann bald schon erste Diesel- oder Petrolmotoren für den Antrieb der Dreschmaschinen in Einsatz. Mit dem Anschluss an die Elektrizität um 1900 (Elektra Genossenschaft Birseck 1897), der auf den Aussenhöfen aber relativ spät erfolgte – beim Schürhof beispielsweise erst 1923 –, wurden dann Dreschmaschinen mit Elektromotoren angetrieben.

Auch bei den Pflügen gab es in dieser Zeit erste Neuerungen, so wurde der schwerfällige Sackpflug, der oft nicht gewendet werden konnte und von einer Begleitperson an den Griffen geführt werden musste, langsam vom wendbaren

Selbthalterpflug abgelöst, der von einer Person bedient werden konnte.

Die Futterrüben, auch Durlips oder Runggle genannt, wurden nach der Ernte gelagert und portionenweise gehackt, mit Spreu und Salz gemischt und als so genanntes «Kurzfutter» den Kühen und

Rindern als «Vorspeise» gereicht. Die Hauptmahlzeit bestand aus Heu oder Gras. Eigentliches Kraftfutter gab es Anfang des 20. Jahrhundert noch nicht; als Eiweissergänzung zum Heu wurde manchmal Sesam- oder Erdnusskuchennmehl unter das Kurzfutter gemischt.

2. Kriege und Krisen: 1914–1947

2.1. 1914–1935: Der 1. Weltkrieg und seine Folgen

Kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges blieb der Anbau von Brotgetreide trotz eines durch Überproduktion bedingten Preiszerfalls im Milchwirtschaftssektor weiterhin rückläufig. Für die Landesversorgung war die Schweiz stark auf Export und Import von Nahrungsmitteln angewiesen und wurde vom Ausbruch des Krieges überrascht. Anfänglich glaubte man an einen kurzen Krieg und sah sich nicht gezwungen, besondere Massnahmen zu ergreifen. Doch der Krieg dauerte länger als erwartet, so dass es ab dem Jahr 1917 zu einer Versorgungskrise kam und sich der Staat zum Einschreiten gezwungen sah.

Im Gemeinderatsprotokoll vom 24. September 1917 heisst es dazu: «In Sachen Mehranbau von Wintergetreide gibt Vice-Präsident Häring Emil detaillierten Aufschluss über den Grund des zwangsweisen Mehranbaues von Wintergetreide und erwähnt, dass der Staat Baselland 1350 ha mehr Wintergetreide aussäen müsse, wovon auf die Gemeinde Aesch 38 ha fallen. Laut Mitteilung von Regierungsrat Herr Dr. Tanner müsse der Bundesrat sich zur Brotkarte entschliessen, weil sämtliche Getreideeinfuhren von

den Krieg führenden Staaten verboten würden und das vorhandene Getreide nur noch für ca. 4 Monate ausreiche. Um nun nicht ganz von fremden Staaten abhängig zu sein, hat der Bundesrat am 3. September 1917 zum Schutze und Wohl des Schweizervolkes den zwangsweisen Getreideanbau beschlossen.» Der Vorschlag, dass die Gemeinde einen Kultivator und eine Sämaschine anschaffen solle, um sie den Bauern zu vermieten, wurde mit der Begründung abgelehnt, dass für solche Dinge die Landwirtschaftliche Genossenschaft zuständig sei.

Trotz Mehranbau wurde die Versorgungslage gegen Ende des Krieges 1918 vor allem bei der Arbeiterbevölkerung in den Städten prekär. Und selbst auf dem Land traf es ärmere Familien hart. Im Gemeindeversammlungsprotokoll vom 30. Juni 1918 heisst es: «Zufolge des immer wachsenden Mangels an Lebensmitteln vermehren sich von Tag zu Tag auch die Feldfrevel. Die beiden Bannwarte können nun dem Freveltum nicht mehr Einhalt bieten und sieht sich der Gemeinderat veranlasst, die obligatorische Feldhut zur Einführung vorzuschlagen. Zur Sicherheit der Anpflanzungen soll das

Feld von abends 9 Uhr bis morgens 4^{1/2} Uhr geschlossen bleiben, d. h. alle Personen, welche sich vor oder nach angegebener Zeit noch auf dem Felde befinden, sollten rapportiert und gebüsst werden. Als Ergänzung zur Feldhut sollen sämtliche Landbesitzer der Gemeinde während des Feldschlusses zu Patrouillengängen abwechslungsweise herangezogen und in Patrouillen à 2 oder 3 Mann eingeteilt und aufgeboden werden.»

Die katastrophale Versorgungslage und die fehlende Erwerbsausfallentschädigung für die Arbeiter führten in grösseren Städten zum Generalstreik der Arbeiter. Um die Streiks und Demonstrationen gewaltsam zu brechen, wurden vor allem Truppen aus dem ländlich-bäuerlichen Milieu, die der Arbeiterschaft oft kritisch gegenüberstanden, aufgeboden. In Zürich wurden etliche Arbeiter in den Auseinandersetzungen erschossen.

Der Bund hob schon Anfang der 1920er Jahre etliche der kriegswirtschaftlichen Notmassnahmen im Agrarbereich wieder auf, da für ihn die Ausrichtung auf den Welthandel weiterhin Vorrang hatte. Als in den kriegsgeschädigten Nachbarländern ein neuer Aufschwung begann, wurde auch die ausländische Konkurrenz wieder spürbar, da sich nun europaweit die Intensivierung und Rationalisierung in der Landwirtschaft durchzusetzen begann.

Im Jahresbericht der Landwirtschaftlichen Genossenschaft von 1929 heisst es: «Es ist hart für die schweizerische Landwirtschaft, dass sie immer noch in der trostlosen Lage eines ökonomischen Rückganges verharren muss. Das Wesen der Krisis liegt heute klar da, Absatzschwierigkeiten und niedriges Preisniveau der Produkte einerseits, hohe Pro-

duktionskosten andererseits, das sind die schlimmen Folgeerscheinungen der wirtschaftlichen Neugestaltung der Nachkriegszeit. [...] Die tieferen Ursachen der Krisis liegen eben auf internationalem Boden. Das Ausland mit seinen weit günstigeren Produktionsbedingungen und seinen staatlichen Unterstützungen konkurrenziert unsere inländischen Landesprodukte in einer Weise, dass die Rendite trotz zunehmender Rationalisierung nachgewiesenermassen ständig zurückgeht.»

Ende der 1920er Jahre musste der Bund mit Stützungsmaßnahmen eingreifen, unter anderem durch Absatzförderung, Preisstützung und Produktionslenkung. 1928 kam Kredithilfe für Dünger, Saatgut und andere Produktionsmittel, 1929 trat das Getreidegesetz in Kraft und die Milchwirtschaft wurde gefördert.

Da in den 1920er Jahren die Löhne in der Industrie besser wurden, führte dies zu einer verstärkten Abwanderung von Arbeitskräften aus der Landwirtschaft, zudem sahen sich viele Bauern zu ersten Rationalisierungsmassnahmen gezwungen, da sie mit dem allgemeinen Lohnniveau nicht mithalten konnten. In Aesch zeigte sich dies vor allem im Rückgang der Nebenerwerbs- und Kleinbauern. Mit jedem Kleinbauer, der seinen Betrieb aufgab, konnten die verbliebenen Bauern zusätzliches Land pachten oder kaufen und so ihre Betriebe zu einer grösseren Rentabilität erweitern. Die Weltwirtschaftskrise nach 1929 bremste diesen ersten Strukturwandel bis nach dem 2. Weltkrieg etwas ab.

Ein gewisser Überschuss an Bauernsöhnen und schlechte Arbeitsaussichten in der Schweiz machten – neben der Abenteuerlust – in den 1920er Jahren die Aus-

wanderung nach Argentinien, Brasilien, Kanada oder in die USA attraktiv. Aesch erlebte jedoch in dieser Zeit keine nennenswerte Auswanderungswelle – möglicherweise bot hier die nahe Industrie einen anderen Ausweg.

Als Ersatz für die abgezogenen Arbeitskräfte lieferte die Industrie Maschinen und agrochemische Hilfsstoffe. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde neben den hofeigenen, natürlich anfallenden Düngemitteln wie Jauche und Mist vor allem Knochenmehl verwendet. Im Bereich der Kunstdünger kamen dann das Thomasmehl aus der Eisenverhüttungsindustrie als Phosphordünger und etwas später die Kali- und Stickstoffdünger hinzu. In der Schweiz konnte sich vor allem die Lonza als Marktführerin in der Düngerbranche etablieren. Noch bis in die 1920er Jahre hinein wurden Jauche und Kunstdünger beliebig und undifferenziert eingesetzt. Erst die landwirtschaftlichen Schulen, die landwirtschaftlichen Genossenschaften und die chemische Industrie vermittelten das notwendige Wissen über den gezielten Einsatz. Mancher Absolvent der 1919 gegründeten Landwirtschaftlichen Schule Baselland konnte in diesem Bereich beweisen, dass sich auch für einen Bauern die Weiterbildung an einer Schule lohnen kann. Im Pflanzenschutzbereich begann um 1900 die Firma Maag in Dielsdorf mit

der Produktion von ersten Pflanzenschutzmitteln für den Reb- und Obstbau. Doch blieb das Angebot in diesem Bereich noch längere Zeit recht bescheiden. Andere Schweizer Chemie-Firmen begannen erst in den 1930er Jahren in diese Richtung zu experimentieren.

Bei den landwirtschaftlichen Maschinen kam es in der Zwischenkriegszeit zu gewissen Neuerungen: So wurden beispielsweise bei den Mähmaschinen Ableger montiert, die das geschnittene Korn in Häufchen deponierten, welche dann nur noch gebunden werden mussten. In den 1930er Jahren tauchten dann bereits die ersten Bindemäher auf, welche das geschnittene Getreide automatisch bündelten und banden. Alle diese Maschinen wurden immer noch von Pferden gezogen, Traktoren kamen in Aesch erst nach dem 2. Weltkrieg auf.

Viele der neuen Investitionen konnten damals mit dem Kirschengeld finanziert werden. Ganz allgemein scheinen die Kirschen noch ein sehr lohnendes Anbauprodukt gewesen zu sein. Viele Kleinbauern konnten sich allein wegen ihrer Kirschbäume über Wasser halten. Die verheerende Pfeffingerkrankheit der Kirschbäume wurde erst Ende der 1930er Jahre voll als Problem erkannt (siehe Statistischer Überblick im Anhang 2).

2.2. 1936–1947: Neuorientierung der Agrarpolitik über den staatlichen Anbauplan für die Kriegszeit (Plan Wahlen)

Angesichts der landwirtschaftlichen Krise Anfang der 1930er Jahre und in der Vorahnung eines drohenden Krieges griff der Bund Ende der 1930er Jahre massiver in die Landwirtschaft ein. Man hatte die schlechte Versorgungslage Ende des

1. Weltkrieges und den Generalstreik noch in guter Erinnerung und wollte nun nicht nochmals die gleichen Fehler machen. Der Bund versuchte die labile Exportproduktion der Vieh- und Milchwirtschaft durch eine Ausweitung des

Ackerbaus zu reduzieren, doch der Bauernverband und die Bauern-Gewerbe- und Bürgerpartei sträubten sich dagegen. In diesem Sinne kam der Krieg der bundesrätlichen Landwirtschaftspolitik entgegen, denn nun konnten kriegswirtschaftliche Notmassnahmen in vorgeschlagener Richtung erlassen werden. Für Aesch waren das nicht allzu einschneidende Massnahmen, denn hier war im Vergleich zum oberen und hinteren Baselbiet immer noch relativ viel Ackerbau betrieben worden.

In gut eidgenössischer Art wurde vom Bund ein föderalistisches Netz kantonal- und kommunaler Ackerbaustellen eingerichtet. Den lokalen Ackerbaustellenleitern kam eine entscheidende Bedeutung im Durchsetzen des Mehranbauplanes zu. Sie organisierten und kontrollierten den pflichtmässigen Mehranbau, berieten die Bauern in Fragen der Produktionssteigerung und behandelten Gesuche für Subventionen und Beiträge. Als der Pflichtanbau von Raps eingeführt wurde, pflanzte der Aescher Ackerbaustellenleiter Schweighauser ein kleines Feld in seinem Garten, um selber auszuprobieren, wie der Raps am besten geschnitten und in den eigenen Halm gebunden werden konnte, bevor er die Bauern instruierte.

Zusammen mit dem Ackerbaustellenleiter wurde von den Behörden 1940 ein Produktionskataster der Landwirtschaft in Aesch erstellt, um einen Überblick für den geplanten Mehranbau zu gewinnen. Hier einige Auszüge daraus:

In Aesch gab es 1940 5 Sämaschinen, 25 Mähmaschinen, 2 Motormäher, 3 Bindemäher, 4 Dreschmaschinen in Betrieben, aber immer noch keine Traktoren. 30% der Betriebe mähten das Getreide

von Hand; in vereinzeltten Betrieben wurde das Getreide aufgepuppt. Es gab keine genossenschaftliche oder kommunale Maschinennutzung, dafür aber Lohnarbeit und gegenseitige Aushilfe. Ca. 50% der hauptberuflichen Landwirte hatten 1940 einen eigenen Pflug. Es wurde ein Vorschlag zur genossenschaftlichen oder interessengemeinschaftlichen Anschaffung von Maschinen wie Ackerstriegel, Sämaschine und Kartoffelgraber gemacht, um den Mehranbau bewältigen zu können.

Viehwirtschaft im Vergleich:

1901: 83 Rindviehbesitzer mit 269 Stück Rindvieh, davon 218 Kühe.

1936: 52 Rindviehbesitzer mit 382 Stück Rindvieh, davon 308 Kühe.

Es gab also im Zuge des einsetzenden Strukturwandels eine Konzentration von mehr Tieren auf weniger Besitzer. 47 Milchbetriebe, 1 Kälbermastbetrieb, 1 Mast- und Zuchtbetrieb; 327 Schweine (unter den Schweinehaltern waren 29 nicht Bauern).

1936: 68 Pferde total: 15 Betriebe mit 1 Pferd, 18 mit 2 Pferden, 40 ohne.

1940: 79 Pferde. In 4 Kleinbetrieben wurde noch regelmässig Rindvieh eingespannt.

Ein Zitat zum Obstbau: «³/₅ des Obstbaumbestandes konzentriert sich auf Hofstätten in Siedlungsnähe. Der lockere Feldobstbau hindert den Ackerbau nicht besonders stark. Konzentration der Bestände und Fällen unwirtschaftlicher Bäume wären für die Ausdehnung des Ackerbaus immerhin von Vorteil. Sehr schöne Kirschbaumbestände. Bei den übrigen Obstarten lässt die Baumpflege teilweise noch zu wünschen übrig.»

Der Wandel im Ackerbau und der Erfolg des Anbauplanes:

Anbaufläche Getreide:	Anbaufläche Hackfrüchte:
1919: 82,8 ha	55,7 ha
1929: 51,9 ha	27,4 ha
1934: 44,3 ha	22,4 ha
1940: 76,1 ha	25,5 ha
1941: 117,7 ha	41,5 ha

Auch wenn Aesch verhältnismässig gut da stand, was die Ackerbaufläche betraf, so wurde es angesichts der ständig neuen Etappen des Anbauplanes dennoch langsam eng – schliesslich wurde auch der Sportplatz umgepflügt. Nicht alle Bauern zeigten sich bezüglich des Mehranbaus gleich kooperativ. So weigerte sich einer der Hofbauern anfänglich, Mattland umzubereiten, da er befürchtete, danach kein gutes Gras mehr hinzukriegen. Doch als Heerscharen von Engerlingen ihm ein grosses Stück Mattland zerstört hatten, war er gezwungen, das ganze Land umzubereiten, so dass die Aescher bis Ende des Krieges ihr Plansoll sogar überschritten.

Da normalerweise auf 80% der Betriebe immer noch ständig fremde Arbeitskräfte tätig waren, entstand durch die Mobilisierung ein akuter Mangel an Arbeitskräften auf den Höfen. In Härtefällen während der Erntezeit durfte der Leiter der Ackerbaustelle Bauernsöhne, die in den Fabriken (v. a. Metallwerke Dornach) arbeiteten, zur Feldarbeit holen. Die Industriebetriebe konnten dann nur bei den Militärbehörden Druck machen, dass diese den eingezogenen Bauern für eine gewisse Zeit wieder entlassen sollten, da auch die Industrie ihre Arbeiter brauche. Dieser Streit um Arbeitskräfte fand auch auf Bundesebene zwischen Bundesrat, Generalstab und Verbänden den ganzen Krieg hindurch statt.

Auf einzelnen Höfen, beispielsweise dem Schürhof, wurden elsässische Kriegsflüchtlinge, die selber aus Bauernfamilien stammten, eingesetzt. Doch ansonsten lag die ganze Last des Betriebes auf den Schultern der Frauen und Kinder.

Da neben den wehrpflichtigen Männern auch viele Pferde eingezogen worden waren, mussten die Bauern im Dorf für gewisse Arbeiten zusammenspannen. Ein Hofbauer erinnert sich, dass sie versucht hatten, Vieh einzuspannen, doch «das isch so öppis Übelzytigs gsi – die sy sich doch das nit gewöhnt gsi»; so wurde der Versuch wieder aufgegeben. Bei ein paar Kleinbauern im Dorf, die gar keine Pferde hatten, stellte sich dieses Problem nicht, da hier das Vieh die Zugarbeit noch gewohnt war.

Der Anbau von Mais, Raps und Zuckerrüben wurde vom Bund stark gefördert, teils auch verordnet, da es sich um wichtige Produkte für die Erhöhung der nationalen Selbstversorgung mit Zucker und pflanzlichen Ölen handelte. Auch in Aesch wurden 1939 versuchsweise Zuckerrüben angepflanzt, doch eigneten sich nur wenige Gebiete für ihren Anbau, so dass es nie zu einer gross angelegten Produktion kam. Beim Raps zeigte sich zudem, wie unüberlegt und kurzsichtig gewisse Anbauforderungen vorangetrieben wurden. So hiess es anfänglich, man müsse den Raps in voll ausgereiftem Zustand ernten. Da aber keine angepassten Mähmaschinen vorhanden waren und die Bauern überhaupt keine Erfahrung mit dieser Pflanze hatten, gingen sie wie gewohnt mit den normalen Mähmaschinen ins Feld. Doch die sensiblen Schoten des Rapses platzten unter den massiven Erschütterungen auf und mehr als die Hälfte des Samens ging auf dem Feld oder unterwegs auf dem Wagen verloren. Im

zweiten Anbaujahr wurde er daher von Hand gemäht und einige Bauern transportierten den geschnittenen Raps gar in mit Leintüchern ausgelegten Wagen, um die herausfallenden Samen so zu retten. Einige Jahre später wurde dann bekannt, dass auch eine Ernte im nicht voll ausgereiften Zustand möglich gewesen wäre. Auf Grund dieser Erfahrungen wurde nach Ende des Anbauplanes kein Raps mehr angebaut, bis dann später spezielle Mährescher aufkamen, die eine effizientere Nutzung ermöglichten.

Auch wenn tatsächlich eine Steigerung

des Selbstversorgungsgrades durch den Anbauplan erreicht wurde, die völlige Autarkie ergab sich nie. Eine grundlegende Abhängigkeit von Importen in verschiedenen Bereichen, die mit der Landwirtschaft und der Ernährung zusammenhingen – Saatgut, Getreide, Dünger – bestand den ganzen Krieg hindurch. Viel wichtiger als die reale Unabhängigkeit war aber die psychologische Wirkung der Anbaupropaganda: Sie gab den Menschen das Gefühl, auch ausserhalb der Armee direkt etwas für den Widerstand und die Freiheit unternehmen zu können.

3. Fortschrittseuphorie und Bauernsterben: 1952–1977

Mit dem Landwirtschaftsgesetz von 1952 legte der Bund ein rechtliches Fundament für die im Krieg eingeschlagene agrarpolitische Richtung: Paritätslohn, kostendeckende Preise, Sicherung der Landesversorgung, Schutz der Inlandproduktion sowie Erhaltung möglichst vieler Bauernbetriebe. Die Instrumente dazu waren unter anderem Abnahmegarantien, Subventionen, Zölle und Importkontingente. Diese Politik schaffte für die Bauern natürlich Anreize zur Produktionssteigerung, da sie über die Mehrproduktion auch mehr verdienen konnten. So wurde im Interesse der Bauern und des Bundes die Intensivierung und Rationalisierung der Landwirtschaft vorangetrieben, was schliesslich zur Überproduktion führte, so dass sich der Bund immer wieder neu zum Eingreifen in die Landwirtschaft gezwungen sah.

Durch die Rationalisierungstendenzen und die attraktiveren Löhne in anderen Wirtschaftsbereichen (mit geregelten Ar-

beitszeiten und Ferien!) gaben viele Kleinbauern trotz staatlichen Stützungsmaßnahmen den Betrieb auf. Das Bauernsterben, auch etwas weniger dramatisch als Strukturwandel umschrieben, setzte erst nun so richtig ein. Der Rückgang der Bauernbetriebe war im Jahrzehnt zwischen 1955 und 1965 am dramatischsten, in Aesch sank die Zahl der Betriebe von 62 auf 26 (statistische Überblicke in Anhang 3, Anhang 4 und Anhang 5).

Im Dorfkern selber wurde bereits 1959 der letzte Betrieb geschlossen. Gründe dafür waren zu wenig Platz für Ausbauten, eine zunehmende Verkehrsbelastung auf der Hauptstrasse und zu grosse Distanzen zu den Feldern; alles Hindernisse, die einer notwendigen Rationalisierung der Dorfbetriebe im Wege standen. Die letzte Bauernfamilie im Dorf hatte noch längere Zeit ihre Kühe an einem der Dorfbrunnen getränkt. Als dann aber zweimal eine Kuh auf der Kantonsstrasse

angefahren wurde, musste sie hinter dem Haus eine Tränke installieren. Und wenn sie die Scheune für die Dreschmaschine räumen wollte, war sie gezwungen, sämtliche Wagen und Maschinen auf dem Schlossplatz zu parkieren. Eine Aussiedlung wäre in diesem Falle die einzige Möglichkeit für eine sinnvolle Weiterführung des Betriebes gewesen, doch als sich herausstellte, dass der einzige Sohn kein Interesse an der Landwirtschaft hatte, entschied man sich schliesslich für Aufgabe des Betriebes. So kam es in Aesch zu keiner Aussiedlung wie in anderen Gemeinden.

Die Aussenhöfe blieben zwar alle erhalten, doch wurde einer nach dem anderen von städtischen Organisationen als Kapitalanlagen aufgekauft. Die ehemaligen Besitzer konnten in vielen Fällen als Pächter weiterhin auf ihren Höfen bleiben.

1930 kaufte die Christoph Merian Stiftung (CMS) den Schürhof und einen Teil des Schlatthofes.

1945 kaufte die Sandoz den Klushof.

1960 kaufte die CMS den Rest des Schlatthofes. Ebenfalls um 1960 wurden der Sonnenhof und der Neumatthof von der Stadt Basel gekauft.

Zwischen 1955 und 1970 verdrängte der Traktor das Pferd als Zugmittel, das bis in die 1950er Jahre noch die Landwirtschaft dominiert hatte. Neben Traktoren kamen in den 1950er und 1960er Jahren auch Jeeps als Zugmaschinen zum Einsatz; einzelne Bauern scheinen mit ihnen sogar gepflügt zu haben, auch wenn das nur bei idealen Bodenverhältnissen möglich war.

Waren die ersten Traktoren noch blosse

Zugmaschinen, so ermöglichte die Erfindung der Zapfwelle den Antrieb verschiedenster angehängter Maschinen über den Traktormotor, was die Effizienz und das Spektrum an Möglichkeiten beträchtlich erweiterte. Druckfass, Selbstladewagen, Mistzetter, Heuwender, Mähmaschinen fanden nun rasch Verbreitung. Zudem konnte über die neuen hydraulischen Systeme der Pflug direkt vom Traktor aus bedient werden und musste nicht mehr mühsam von Hand gewendet werden, wie das beim Selbsthalterpflug noch nötig gewesen war. Ebenso wurde dadurch der Umgang mit der Egge und den Sämaschinen vereinfacht. Der Traktor wurde zur zentralen Maschine auf dem Hof.

Die Traktoren und die damit verbundenen Maschinen, vor allem aber auch die Melkmaschine, verminderten die Abhängigkeit von Arbeitskräften und ermöglichten die Bewirtschaftung von grösseren Flächen mit weniger Zeitaufwand. Die mittlere Parzellengrösse verdoppelte sich zwischen 1955 und 1965 von 120 auf 251 Aren. Ertragssteigerung und Rationalisierung waren angesagt. Die Forderung des Bauernvaters Ernst Laur von Anfang des 20. Jahrhunderts, dass aus Bauern Unternehmer werden müssten, schien sich nun fast von selber zu erfüllen. Die hochstämmigen Bäume des Streuobstbaumes wurden mit Unterstützungsmitteln des Bundes als lästige Hindernisse aus dem Acker- und Grasland entfernt, ebenso verschwanden Hecken und überwachsene Steinlesehaufen aus der Landschaft. Das Rationalisierungspotential der Feldregulierungen konnte erst jetzt richtig ausgeschöpft werden.

Auch wenn der Maschinenpark auf den Höfen rasch zunahm, muss hier doch betont werden, dass es in der Landwirt-

Der erste Traktor auf dem Schürhof, 1949.
(Bild zvg)



schaft immer auch eine «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen» gab. So wurden auf gewissen Betrieben noch lange Pferde anstelle des Traktors oder neben diesem eingesetzt und die Anschaffung von Selbstladewagen oder Mistzettern rentierte sich für kleinere Betriebe oft nicht, so dass Bauern noch bis in die 1960er Jahre das Heu und Emd von Hand auf die Wagen verluden und den Mist mit der Gabel verstreuten.

Die Zahl der Knechte und Mägde nahm rapide ab. Angesichts des raschen Wirtschaftsaufschwungs in Industrie und Gewerbe konnten die Bauern mit den stetig steigenden Löhnen nicht mehr mithalten. So ergab sich die paradoxe Situation, dass es auf der einen Seite zu einem Bauernsterben kam und auf der anderen Seite ein Arbeitskräftemangel auf den verbleibenden Betrieben bestand. Neben der Mehrbelastung der Familienmitglieder griff man vor allem auf Saisoniers aus dem Ausland zurück. Anfänglich waren es Norditaliener, später Südtaliener, dann kamen Spanier, Jugoslawen und Portugiesen. Sowohl für Bauern als auch

für die Saisoniers war es nicht immer einfach, sich an die kulturellen Unterschiede zu gewöhnen, wie sie sich in der Arbeitshaltung, in Essgewohnheiten und im Tagesrhythmus zeigen konnten.

Der Wandel in der Viehhaltung: 1936 wurden 382 Stück Rindvieh gezählt, 1955 waren es noch 272. Der staatliche Plan zum Abbau in der Vieh- und Milchwirtschaft scheint da noch weiter gewirkt zu haben. Die Zahl der Schweine stieg dagegen von 327 auf 376 Stück und erstaunlicherweise wurden 1955 bereits wieder 108 Schafe gezählt.

Der Wandel im Anbau: Im Bereich des Anbaus zeichnete sich ab den 1950er Jahren ebenfalls ein Wandel ab, der teilweise bereits mit dem Anbauplan in der Kriegszeit eingeschlagen worden war. So fand der Mais als Futtermittel, vom Bund als «Subventionsgladiolen» gefördert, rasch weite Verbreitung: Zwischen 1955 und 1965 stieg die Fläche von 3 auf 13 ha. Im selben Zeitraum wurde der Anbau von Hafer und Sommergerste aufgegeben. Neben dem Mais fand in den 1950er und

1960er Jahren auch der Raps weitere Verbreitung, die negativen Erfahrungen aus den Kriegsjahren waren offenbar überwunden. Der Anbau von Kartoffeln und Futterrüben war dagegen rückläufig.

Futtermittel: Im Futtermittelbereich war die Einführung des Silos ein wichtiger Einschnitt. Erste Versuche gab es schon in den 1930er Jahren. Dort zeigte sich dann unter anderem, dass sich Silagefütterung für die Käsereien nicht eigneten, da dieses gewandelte «Süsspressfutter» eine Auswirkung auf den Geschmack und die Qualität der Milch hat. Während des 2. Weltkrieges versuchte der Bund, über ein Siloprogramm ihre Verbreitung zu fördern. Doch in Aesch wurde das erste Silo erst nach dem Krieg gebaut. Es gab unter den Bauern auch viele Skeptiker und einer meinte lakonisch: «Ich mach by dene Silo nit mit, es heisst jo schliesslig au «si-loh» [sein lassen].» Dennoch fanden sich 1955 in Aesch bereits 8 Betriebe mit Siloanlagen. Das Volumen der Silos auf diesen 8 Betrieben stieg zwischen 1955 und 1965 von 350 m³ auf 1154 m³ an.

Als erste Futtermittelergänzungen wurden Sesam- und Erdnusskuchenhalm gekauft, um den im Heu verringerten Eiweissgehalt des Grases zu kompensieren. (Die Bedeutung der Eiweisszufuhr für die Milch und Fleischsteigerung führte dann später zur problematischen Tiermehlverfütterung, die unterdessen als primärer Verbreitungsherd für BSE gesehen wird und daher verboten wurde.) In den 1950er und 1960er Jahren wurde in der Viehmast Antibiotika zur Leistungssteigerung eingesetzt. Die Vertriebsfirmen spielten die möglichen Gefahren lange herunter und Kritiker wurden als Fortschrittsfeinde gebrandmarkt: «Die in der Tierfütterung verwendeten Antibiotika

wurden ausgewählt, weil sie unschädlich sind. Gegenteilige Behauptungen und Angriffe sind Versuche, den Fortschritt der Wissenschaft aufzuhalten.» Das Gespenst Antibiotika-resistenter Organismen tauchte erst später auf und führte dann aber rasch zum Verbot von Antibiotika als Futtermittelzusatz.

Der letzte Dorfbauer erzählt, dass er seinem Vieh meist nur selbst angebautes Futter wie Gerste, Hafer, Heu und Runkelrüben gab. Auf die Kritik eines Kollegen, dass dieses Futter ja keine Kraft habe, meinte er, dann gebe er halt doppelt so viel – spare aber so den teuren Zukauf von Kraftfutter und Futterergänzungsmitteln.

Agrochemie: Neben den neuen Maschinen und Geräten stellte die Industrie den Bauern eine immer grösser werdende Palette an agrochemischen Produktionshilfsmitteln zur Anschaffung bereit. Nach dem Krieg nahm das Spektrum an Kunstdüngern rasch zu, auch wenn die effektive Ertragssteigerung in keinem Verhältnis zur damals eingesetzten Menge stand. Die ersten Pflanzenschutzmittel wurden vor allem in den Reb- und Obstkulturen eingesetzt. Sie fanden erst ab den 1940er Jahren grossflächige Verbreitung. Als man Ende der 1930er Jahre den ersten Coloradokäfer in der Weiherbündten von Aesch fand, wurde dieser in ein Glas gesperrt und als Sensation herumgereicht. Doch schon in den nächsten Jahren bekam man ihn dann als Plagegeist mehr als genug zu sehen. Wie die Maikäfer mussten die Kartoffelkäfer von Hand eingesammelt werden, bis die Landwirtschaftliche Genossenschaft in den Kriegsjahren die erste pferdgezogene Pflanzenschutzspritze anschaffte und mit Arsen- oder Nikotinpräparaten gegen die Schädlinge ins Feld rückte.

Neben der Maag AG in Dielsdorf begann ab 1935 auch die J. R. Geigy und ab 1937 die Sandoz in Basel mit der Produktion von Pflanzenschutzmitteln. Um die neu entwickelten Mittel zu testen, kauften beide Basler Firmen Höfe in der Region, die sie als Versuchsgüter verwendeten: Geigy in Pfeffingen, Sandoz in Aesch.

1939 wurde bei der Firma J. R. Geigy in Basel das DDT (Gesarol) erfunden und ab Ende der 1940er Jahre als Wundermittel angepriesen, da es die bedenklicheren arsenhaltigen Pestizide ersetzte und für Säugetiere und Menschen als ungiftig galt. So wurde es schon bald im Obst- und Ackerbau, aber auch in Stall und Haus eingesetzt. Über mögliche Rückstände in der Nahrungskette machte man sich keine grossen Gedanken; Bauern und Behörden waren froh, dass sie nicht mehr Menschen für das mühsame Einsammeln der lästigen Käfer mobilisieren mussten und stattdessen mit den Motorspritzen ausrücken konnten. Im Basler Flugjahr der Maikäfer 1950 kam es auch ausserhalb der Landwirtschaft in Wald und Feld grossflächig zum Einsatz. Trinkwasserverschmutzung und ungeniessbare Kartoffeln sorgten kurze Zeit für Unruhe, doch dauerte es noch bis Ende der 1960er Jahre, bis man die Gefahren der Anreicherung der Rückstände im menschlichen Körper erkannte und DDT in Europa schliesslich verboten wurde. Ersetzt wurde es durch eine breite Palette anderer, weniger spektakulärer, dafür aber viel gezielter einsetzbarer Mittel.

Der Glaube an die Wissenschaft und Technik, der sich durch verschiedene Erfolge in der landwirtschaftlichen Produktionssteigerung verfestigte, wurde durch die in den 1930er und 1940er Jahren auftretende sogenannte «Pfeffingerkrankheit» in den Kirschbaumkulturen kurz er-

schüttert. Gegen das unerklärliche «Serbeln» der Kirschbäume schien kein Kraut gewachsen. Analysen durch eidgenössische Forschungsstellen ergaben keine eindeutigen Resultate und so konnte man auch kein Gegenmittel entwickeln. Es wurde bald klar, dass es sich nicht um einen klassischen Schädling handelt, denn die Krankheit wurde offenbar über «verseuchten» Boden übertragen. Bei der Erforschung der Krankheit wurde auch deutlich, dass sie sich offenbar seit längerem zu entwickeln begonnen hatte, denn bereits um 1900 scheint es Hinweise der Krankheit gegeben zu haben, nur wurden sie nie als solche erkannt. Es gibt Vermutungen, dass es sich um eine Art Monokulturschäden handelt, denn die Region war eine alte Kirschbaumlandschaft. Die Folge war auf alle Fälle eine drastische Reduktion der Kirschbäume, die später durch die zu hohen Löhne und zu tiefen Preise noch zusätzlich unterstützt wurde (statistischer Überblick im Anhang 6).

Die Einbindung ins Agrobusiness: Die Landwirtschaft wurde seit Anfang des 20. Jahrhunderts immer mehr zu einem Bestandteil des sogenannten Agrobusiness; ein Prozess, der sich nach dem 2. Weltkrieg zunehmend beschleunigte. Auf der einen Seite wurden Maschinen, Ersatzteile, Treibstoff, Futtermittel und agrochemische Hilfsstoffe zu nahezu unverzichtbaren Produktionshilfsmitteln. Auf der anderen Seite vergrösserte sich die Abhängigkeit von der verarbeitenden Industrie, dem Detailhandel und der Nachfrage der Konsumentinnen und Konsumenten. Der viel gerühmte freie und unabhängige Bauer, der sich nur der Natur und ihren Zyklen unterordnen musste, wurde so zu einem Glied in einem marktbestimmten Geflecht gegenseitiger Abhängigkeit. Die von der Nach-

frage unabhängige, nicht marktorientierte Produktion, wie sie durch die Landwirtschaftspolitik des Bundes seit dem

Kriege gefördert wurde, musste so früher oder später in eine Sackgasse führen.

4. Die ökologische Wende: 1972–1993

Anfang der 1970er Jahre zeigten sich die ersten negativen Auswirkungen der Fortschrittseuphorie. Die Seen im Mittelland standen aufgrund der Phosphat- und Nitratbelastung kurz vor dem biologischen Kollaps und in manchen Gebieten erwiesen sich die Böden als überdüngt. Die Artenvielfalt wurde durch Pflanzenschutzmittel und Kunstwiesen in einem alarmierenden Masse reduziert. Antibiotika- und Hormonskandale in der Fleischproduktion erschütterten das Vertrauen der Konsumenten und Konsumentinnen in die Landwirtschaft. Hinzu kam die staatlich subventionierte Überproduktion, die sich in den Phänomenen mit klingenden Namen wie Milchschwemme und Butterberg manifestierte. 1977 wurde mit einem dringlichen Bundesbeschluss die schon Ende der 1960er Jahre diskutierte einzelbetriebliche Milchkontingentierung eingeführt.

Das Image der Bauern in der breiten Öffentlichkeit begann sich zu ändern; sie waren nun nicht mehr die Vertreter des Nährstandes, die das Land durch die Kriegsjahre gerettet hatten, sondern immer häufiger sah man in ihnen Subventionsempfänger und Umweltverschmutzer, wobei der Mercedes auf dem Bauernhof zu einer Art Anti-Klischee wurde.

Neben der Suche nach einer wirtschaftlicheren, marktgerechteren Agrarpolitik spielte vor allem die Hinwendung zu einer tier- und umweltgerechteren Land-

wirtschaft eine wichtige Rolle. So wurde beispielsweise angesichts des landwirtschaftspolitischen Katzenjammers der Gutsbetrieb der Baselbieter Landwirtschaftsschule Ebenrain 1972 versuchsweise auf organisch-biologischen Landbau umgestellt. Es sollte dort mit Produktionsmethoden experimentiert werden, die bis anhin belächelt worden waren. Im Unterricht an der Landwirtschaftsschule wurde jedoch weiterhin konventionelle Landwirtschaft gelehrt; man wollte auf keinen Fall missionieren. 20 Jahre später zeigte sich mit der neuen Agrarpolitik des Bundes, dass mit dieser Pioniertat die Weichen in die richtige Richtung gestellt worden waren. Die Geschichte einer nachhaltigen und ganzheitlichen Landwirtschaft reicht aber weiter zurück. Nur galten diese Pioniere noch bis in die 1970er Jahre als Sektierer und Spinner.

Biologisch-dynamischer Landbau: 1924, zur Zeit, als die Industrie und die Landwirtschaft sich immer mehr zu berühren begannen, legte Rudolf Steiner mit seiner Vortragsreihe «Geisteswissenschaftliche Grundlagen zum Gedeihen der Landwirtschaft» die Grundlage zum biologisch-dynamischen Landbau in Deutschland. Es entstand daraufhin der «Versuchsring anthroposophischer Landwirte» und 1927 die «Verwertungsgenossenschaft für Produkte aus der Biologisch-Dynamischen Wirtschaftsmethode», die 1928 das «Demeter»-Label einführte. 1932 wurde be-

reits der erste Demeter-Betrieb in der Schweiz gegründet.

Die biologisch-dynamischen Betriebe verzichten nicht nur auf Kunstdünger und industrielle Pflanzenschutzmittel, sie sehen den Betrieb als einen Organismus, der ein Teil der Natur und des Kosmos ist, so dass für gewisse Arbeiten Mond- und Planetenstand berücksichtigt werden. Zur Förderung der Fruchtbarkeit werden spezielle Präparate aus Heilkräutern, Mineralien und Kuhmist in teilweise homöopathischen Dosen eingesetzt und bei der Tierhaltung ist neben Auslauf auch der achtsame, liebevolle Umgang von zentraler Bedeutung. Achtung und Respekt vor allen Lebewesen und Pflanzen erscheint als Grundcharakter der biologisch-dynamischen Bewirtschaftung. Aufgrund der engen Verbindung mit der ganzheitlichen anthroposophischen Lehre Rudolf Steiners konnte diese Landwirtschaft nie wirklich grosse Verbreitung finden. Für eine Agrarpolitik, welche die Landesversorgung und Autarkie im Hinterkopf hatte, waren solche Wirtschaftsformen zuwenig effizient. Zudem dürfte es vielen Bauern doch etwas gar sektiererisch vorgekommen sein, dass die Himmelskörper Aussaat und Ernte mitbestimmen sollten.

Der organisch-biologische Landbau: Die Gärtnerin Maria Müller-Bigler und ihr Mann, der Biologe Dr. Hans Müller, sowie der Zürcher Pfarrer Edmund Ernst machten aus der Hausmutterchule auf dem Möschberg im Kanton Zürich eine Keimzelle des biologischen Landbaus. Sie liessen sich in ihren Anbauversuchen vom biologisch-dynamischen Landbau inspirieren, lehnten aber dessen enge Verflechtung mit der anthroposophischen Lehre Rudolf Steiners ab. 1949 führte Pfarrer Ernst in einem Referat den

Begriff «organisch-biologischer Landbau» ein und grenzte sich so von den Anthroposophen ab. Durch die Zusammenarbeit mit dem deutschen Arzt Dr. Peter Rusch in den 1950er Jahren betonten sie die naturwissenschaftlich-analytischen Grundlagen ihrer Methoden, wobei sie den systematischen Bodenuntersuchungen eine grosse Bedeutung zumessen.

Die Anbau- und Verwertungsgenossenschaft Galmiz (AVG) begann Ende der 1940er Jahre im Austausch mit dem Möschberg ihre Mitglieder zur Umstellung auf biologischen Landbau aufzufordern. Durch den persönlichen Kontakt zwischen Gottlieb Duttweiler und Hans Müller fand die AVG in der Migros einen Abnehmer ihrer biologischen Produkte, die ab 1960 auch als solche gekennzeichnet wurden. Im Grossen und Ganzen blieben die Biobauern aber eine beargwöhnte, exotische Randgruppe. Die eidgenössischen Versuchsanstalten legten Ende der 1940er Jahre mit teils fragwürdigen Untersuchungen einer Verbreitung des Biolandbaus weitere Steine in den Weg. Erst Ende der 1960er Jahre, als sich die Grenzen und Gefahren einer ungebrems-ten agrochemischen Intensivierung der Landwirtschaft abzuzeichnen begannen, gerieten die Biobauern wieder vermehrt ins Blickfeld.

1973 kam es zur Gründung der Stiftung zur Förderung des biologischen Landbaus, die seit 1974 auf dem Bruderholz- hof bei Oberwil (ab 1997 in Frick AG) ein Forschungsinstitut für biologischen Landbau betreibt. Der Kampf um die rechtliche Anerkennung und den Schutz der Bezeichnung «biologisch» begann Anfang 1970er Jahre. Nachdem die ersten Vorstösse verworfen worden waren, kam es 1980 zur Ausarbeitung von betriebsintern verbindlichen Richtlinien un-

ter den Biobauern und ab 1982 wurde die Knospe privatrechtlich verbindliches Gütezeichen. Der Bund anerkannte den Biolandbau rechtlich aber erst 1992.

Im biologischen Landbau wird auf chemisch synthetisierte Dünger und Pflanzenschutzmittel verzichtet, stattdessen werden Nützlinge eingesetzt und wird Unkraut durch mechanische und thermische Verfahren zurückgedrängt; der Boden wird nur oberflächlich bearbeitet, der Tierbestand muss der Nutzfläche und dem Standort angepasst sein, chemisch synthetisierte Futtermittelzusätze sind nicht erlaubt.

Integrierte Produktion: «Integriert produzieren heisst umweltschonende und tiergerechte Methoden anwenden, bei denen Pflanzenschutzmittel und Handelsdünger zwar nicht grundsätzlich abgelehnt, aber so zurückhaltend wie möglich eingesetzt werden.» Die Integrierte Produktion (IP) ist also eine schweizerisch-pragmatische Hinwendung zu einer umwelt- und tierfreundlicheren Produktion, ohne dass der ganze Betrieb umgestellt

werden muss. 1988 fand das erste nationale Treffen der IP-Bauern und -Bäuerinnen statt. 1989 kam es zur Gründung der Schweizerischen Vereinigung der integriert produzierenden Bauern und Bäuerinnen. Bei der Gründungsversammlung war sogar der neue Direktor des Schweizerischen Bauernverbandes anwesend; offenbar war man sich auch in Brugg bewusst geworden, dass neue Wege in der Landwirtschaft unumgänglich geworden waren. 1992 wurde mit der Revision des Landwirtschaftsgesetzes neben der biologischen Produktion auch die IP-Produktion rechtlich anerkannt. Bei den Bundesbeiträgen wurden die IP-Bauern sogar bevorzugt, um eine weitgehende Umstellung der Schweizer Landwirtschaft zu beschleunigen. Man ging wohl davon aus, dass eine grössere Zahl von Bauern schneller bereit seien, die gemässigten Umstellungen vorzunehmen, denn nach 50 Jahren staatlich geförderter konventioneller Intensivlandwirtschaft konnten sich viele Bauern nicht recht mit den tiefgreifenden Massnahmen, wie sie bei der Umstellung auf organisch-biologischen Landbau gefordert werden, anfreunden.

5. Aesch um 2000: Landwirtschaft zwischen Ökologie und Ökonomie

Aesch hat heute immer noch 8 Bauernbetriebe, die aber alle ausserhalb oder am Rande des Dorfes liegen. Es sind dies die Aussenhöfe: Schlatthof, Schürhof, Klushof und Sonnenhof sowie die Höfe der Familien Siegenthaler, Büeler, Sprecher und Häring am heutigen Dorfrand. Das landwirtschaftliche Kulturland prägt immer noch das Gesicht der Umgebung des

Dorfes. Neben dem Wald sind die Feldwege wichtige Naherholungslandschaften für die Freizeitbedürfnisse der Menschen einer Dienstleistungs- und Freizeitgesellschaft. Nur sind sich wohl Bikerinnen und Biker, Joggerinnen und Jogger, Walkerinnen und Walker, Spaziergängerinnen und Spaziergänger und Hundehalterinnen und Hundehalter selten bewusst,



Das Hoflädeli dient der Direktvermarktung und bietet der Kundschaft Gelegenheit, direkt mit den Produzenten in Kontakt zu kommen. (Bild zvg)

dass ihnen hier eine jahreszeitlich sehr abwechslungsreiche, vielfältig gestaltete Landschaft frei zur Verfügung gestellt wird.

Die verbliebenen Bäuerinnen und Bauern in Aesch bewirtschaften ihre Betriebe vollberuflich, die alten Nebenerwerbsbauern sind verschwunden. Einige Bauern verdienen sich ein Zusatzgeld, indem sie im Winterhalbjahr in Lohnarbeit Sträucher und Obstbäume schneiden. Zurzeit besteht noch eine Vielfalt der Betriebsformen; mehr oder weniger traditionelle Mischbetriebe mit den bewährten, klassischen Maschinen stehen neben Höfen mit computergesteuerten High-Tech-Anlagen zum Melken oder Füttern der Tiere.

Mit dem Landwirtschaftsgesetz von 1998

versucht der Bund, eine neue agrarpolitische Ausrichtung zu finden, die sowohl den ökologischen als auch den weltwirtschaftlichen Forderungen gerecht werden sollte. Über Direktzahlungen statt über Subventionen soll die Produktion nun gelenkt werden, weg von der Intensivproduktion hin zu einer extensiveren Bewirtschaftung und einer innovativeren Nischenproduktion. Der Bauer soll nicht mehr primär Landesversorger sein, sondern vielmehr Pfleger und Erhalter von Kultur- und Naherholungslandschaften und Garant für eine mehr oder weniger grosse Artenvielfalt durch Heckenpflege, Hochstammkulturen-Erhaltung, Buntbrachen und Umstellung auf IP oder Bioproduktion. Dies ist ein Prozess, der natürlich nicht von einem Tag auf den andern geschehen kann. Sowohl bei den Bäuerinnen und Bauern als auch bei den Kon-

sumentinnen und Konsumenten müssen sich eingeschliffene Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen ändern – dazu braucht es weiterhin intensive Informationskampagnen.

Angesichts des zunehmenden Welthandels, der sich unter anderem in der WTO organisiert, versucht der Bund im weiteren von der kriegswirtschaftlichen Lenkung und Steuerung der Landwirtschaft wegzukommen und die Eigenverantwortung der Bäuerinnen und Bauern zu stärken. Direktvermarktung, Dienstleistungsangebote und spezielle Nischenproduktion sind dabei erste Anzeichen für einen Wandel.

Landwirtschaftliche Betriebe in Aesch:

Sennhof

Der Sennhof wurde 1916 von der Familie Reinhard erbaut und bildet den westlichen Dorfabschluss. Verkauf 1923 an Emil Siegenthaler-Nägeli. An- und Umbauten 1928, 1941 und 1961. 1960 Übergabe an Emil Siegenthaler-Grieder; 1993 an Ueli Siegenthaler-Gschwind (2002 Verkauf an den Sohn Ueli).

Seit 1990 nach den Richtlinien der IP bewirtschaftet.

Fläche: 24 ha. Ackerbau (Getreide, Mais, Kartoffeln, Raps, Soja etc.). Hochstammbaum.

Tierbestand: 14 Milchkühe; Hühner.

Direktvermarktung aller Produkte. Zusätzlich Übernahme von Lohnarbeit.

Klushof

Idyllisch und geschützt gelegener Hof in der Klus; 1446 erstmals erwähnt. Seit 1945 im Besitz der Sandoz AG Basel

Auf den Biobetrieben findet bei gewissen Kulturen eine Rückkehr zur Handarbeit statt, beispielsweise beim Jäten des Unkrauts. In der Schädlingsbekämpfung kommt man durch den Einsatz von Nützlingen vom Ideal der völligen Schädlingsvernichtung weg. Leider sind sich dies die meisten Konsumentinnen und Konsumenten beim Anblick der höheren Preise für Bioprodukte nicht bewusst. Sie denken in diesem Moment wohl auch nicht an die Erhaltung der Artenvielfalt und die geschonten Böden und Gewässer – auch dafür braucht es wohl noch Zeit und Information.

(heute Novartis), die ihn 1971 an die Familie Koellreuter verpachtet. Seit 1991 Pacht durch Veronica Koellreuter; voraussichtlich 2003 Übergabe an die Tochter Barbara. Personal: 5 ständige Angestellte sowie diverse Aushilfskräfte. Betriebsfläche: 50 ha, Rebbau und Landwirtschaft; IP seit 1986.

Betriebszweige:

Rebbau: 6 ha, Produktion von 21 verschiedenen Weinen; total ca. 35 000–40 000 Flaschen Wein.

Pferdepension: 35 Pferdeboxen, Dressurviereck, Longierplatz, Weiden, Allwetterplätze, schönes Reitgelände.

Kleintiere und Bienen.

20 ha Futterbau, 12 ha Ackerbau.

Direktvermarktung im Beizli auf dem Bauernhof (geöffnet im Sommerhalbjahr): vollständiges Weinsortiment, Zvierplättli, Kuchen und Kaffee.

Neumatthof

Bau 1926 am westlichen Dorfrand. 1956 Brand der Scheune, Neuaufbau durch den Eigentümer Jakob Loosli; verpachtet an Paul Scheurer. Verkauf 1962 an die Zentralstelle für Staatlichen Liegenschaftsverkehr in Basel. Erste Pächter waren Franz und Christa Büeler-Egger, 1989 Übergabe an Urs und Silvia Büeler-Ryf. Betriebsfläche ca. 31 ha; seit 1994 Umstellung auf IP; 1997 auf Biolandbau.

1999 Zertifizierung als Biobetrieb mit Knospe. Zahlreiche bauliche Erneuerungen.

Viehbestand: 22 Milchkühe, 10 Jungvieh.

Obstbau: 250 Kirsch-, Apfel- und Zwetschgenbäume.

Vermarktung: Milchverkauf an die MIBA, Brotgetreide, Sojabohnen und Sonnenblumen an die «Biofarm» in Kleindietwil.

Direktverkauf im «Hoflädeli» (geöffnet Mittwoch- und Samstagmorgen von 9 bis 11 Uhr): Saisonobst (Kürbis, Rhabarbern, Kirschen, Äpfel, Zwetschgen, Süsmost). Ebenso Heu- und Strohhallen für Kleintiere.

Rehhaghof

Bau 1932 an der Neumattstrasse 48 durch Emil Sprecher. 1945 Übernahme durch den Sohn Hermann Sprecher; 1973 Weitergabe an Hanspeter Sprecher. 1987 übernahmen Urs und Eveline Sprecher den Hof als Betriebsleiter.

Leitung: Urs Sprecher (landwirtschaftliche Lehre; diverse Weiterbildungskurse) und Eveline Sprecher (Handelsdiplom, Bäuerinnenschule, diplomierte Bäuerin). Zusätzlich 2 bis 3 polnische Praktikantinnen und 2 bis 4 Teilzeitkräfte.

Die Umstellung auf biologischen Landbau erfolgte aus Überzeugung, aber nicht ohne familiäre Diskussionen. Sie hat sich im Nachhinein als richtig erwiesen.

Fläche: 27 ha, davon 8,75 ha Eigenland. Angebaut werden: Getreide: 11 ha (Weizen, Gerste, Roggen, Kunstwiese), Kartoffeln: 0,3 ha, Feldgemüse: 3,5 ha. Rund 100 Hochstamm-Obstbäume. Anbau teilweise im Gewächshaus 0,5 ha, zusätzlich Ökoflächen 3 ha und Naturwiesen 8,7 ha.

Tierbestand: 28 Rinder, 4 Mastschweine, 20 Hühner.

Vermarktung: Milch an MIBA; Getreide je hälftig Direktverkauf und Biomühle Zeglingen. Gemüse im Direktverkauf (Biokistli im Hauslieferdienst) und an Hofläden, Dorfläden und Wiederverkäufer. Fleisch ca. 50% Direktvermarktung ab Hof und 50% an Bio-Fleischhandel.

Max Häring an der Ettingerstrasse

Betriebsleiter: Max Häring (seit 1989). Landwirtschaftliche Schulen in Pfäffikon SZ und Sissach BL (Ebenrain). Meisterprüfung. Mithilfe von Monica Häring und zeitweise einem Praktikanten (8–10 Monate pro Jahr).

Der heutige Landwirtschaftsbetrieb an der Ettingerstrasse wurde 1948/49 gebaut, nachdem das alte Ökonomiegebäude an der Austrasse ein Raub der Flammen geworden war. 1993/94 wurden eine Werkstatt, ein Stall für Kälber, Rinder und Schweine gebaut und der Hofplatz samt Mistplatte erneuert. Die Produktion erfolgt seit einigen Jahren als IP-Betrieb.

Betriebsfläche: 30,46 ha, davon 14,90 ha Eigenland.

Angebaut werden Weizen, Gerste, Raps und Mais.

Futterbau: 3,19 ha als Kunstwiese, 10, 24 ha als Naturwiese.

Obstbau: 0,69 ha: ca. 250 Kirschbäume (neue Sorten, Halb- und Niederstämme), 320 Zwetschgenbäume, vorwiegend neue Sorten auf Halb- und Niederstämmen; 50

Apfelbäume. Rebbaue (0,24 ha) und Wald (1,12 ha).

Vermarktung fast ausschliesslich über den Agrarhandel (MIBA, Landi Aesch, Weinbaugenossenschaft Aesch); Fleisch an Dorfmetzger, Schweine an Migros. Direktverkauf von Spirituosen.

Schürhof

An der Strasse nach Ettingen gelegen, 1341 erstmals erwähnt. 1899 Kauf durch Hermann und Katharina Nussbaumer-Kilcher. 1919 pachtweise Übernahme durch den Sohn Karl; Heirat mit Anna Portmann. Schon 1923 Anschluss an die Stromversorgung! 1924 Brand des Pferdestalles. 1930 Verkauf an die Christoph Merian Stiftung; Weiterführung in Pacht. 1937 Anschluss an die Wasserversorgung Aesch. 1946 Kauf des ersten Traktors. 1960 Übergabe an Paul und Paula Nussbaumer-Hügli. 1964 bis 1967 Totalsanierung des Hofes. 1988 wurde der Hof an den Sohn Paul übergeben; Heirat 1990 mit Therese Brino. Ab 1998 Neuorientierung des Betriebes mit Schwerpunkt Obstbau. Der Schürhof ist einer der ersten IP-Betriebe im Kanton Baselland; definitive Umstellung auf den Biolandbau 1995 aus Verantwortung für die Umwelt.

Leitung: Paul Nussbaumer. Landwirtschaftliche Lehre und verschiedene Fachkurse; Diplom als Meisterlandwirt 1987. Therese Nussbaumer: Verkäuferin, Bäuerinnenschule.

Fläche: 24,65 ha, davon 19,16 ha Vollpacht und 5,49 ha Zupacht.

Angebaut werden Weizen, Hafer, Mais (6,9 ha), Sonnenblumen, Buntbrache, Kunstwiese, Mähwiesen, Weiden, Ökowieden und Hecken. Obstbau (3,7 ha): Äpfel, Birnen, Kirschen, Zwetschgen. Rund 120 Hochstamm-Obstbäume.

Tierbestand: 12 Rinder, 19 Pferde und Ponys, 250 Legehennen.

Vermarktung: Fleisch über die Dorfmetzgereien; Weizen im Hofladen und über Biohandel (75%); Hafer für die Pferde, Mais für Pferde und Masttiere, 70% an andere Biobetriebe. Obstverkauf und Eier in Direktvermarktung und über Dorfläden.

Hofladen: geöffnet von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Selbstbedienung. Verkauf von Obst (je nach Saison), Süssmost, Gemüse (vom Rehhaghof), Mehl, Brot (freitags ab 16.00 Uhr), Trockenfrüchte und Trockengemüse, Eier.

Zusätzlich 14 Pferdeboxen mit permanentem Ganzjahresauslauf; grosse Weiden, Paddock für Schlechtwetterauslauf.

Schlatthof

Erste Erwähnung 1424. Verschiedene Besitzerwechsel. Seit 1960 im Besitz der Christoph Merian Stiftung. Seit 1997 Führung nach den Richtlinien des biologischen Landbaus. Die umweltgerechte Bewirtschaftung entspricht dem Stifterwillen («... Erhaltung einer intakten Umwelt»). Betriebsleiter ist André Leimgruber. Führung zusammen mit 4 Fachkräften und einem Praktikanten. Biobetrieb.

Fläche: 112 ha, davon 76 ha landwirtschaftlich genutzt für Ackerbau (Getreide, Bohnen, Mais 3 ha), Obst und Reben 3 ha, Naturwiesen, Weiden, Ökoland 33 ha.

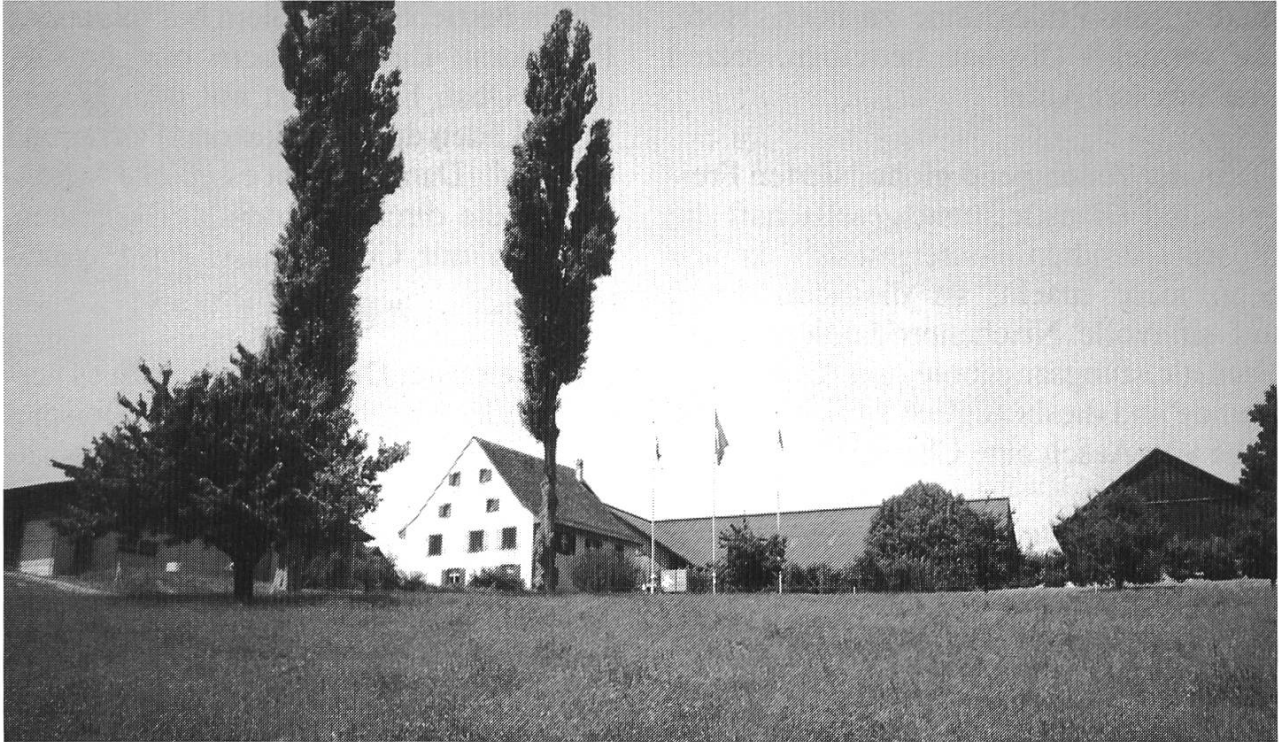
Viehbestand: Rinderarten 280 Tiere; 150 Mastschweine, 7 Schafe.

Direktvermarktung: nur Weine und Spirituosen.

Vermarktung über den Fachhandel (Detailisten und Grossverteiler).

Sonnenhof

Der Sonnenhof ist ein Beispiel für viele heutige Bauernbetriebe. Durch das An-



Der Schlathof auf dem hinteren Bruderholz. (Bild DW)

wachsen der Siedlungen – in diesem Falle von Reinach BL – kommen ursprünglich peripher gelegene Höfe in den Bereich der Wohnzone und werden schliesslich durch diese verdrängt.

Der Sonnenhof – Eigentum der Stadt Basel – wurde nach einem Brand 1947 neu hergerichtet. 1951 kam er durch Pacht an die Familie Alois Frei-Bader. Die Pacht ging 1974 an den Sohn Alois Frei-Saladin über. Da die Stadt Basel das Land anderweitig nutzen will, wurde am 1. Mai 2001 der Milchbetrieb aufgegeben, ebenso die Mutterkuhhaltung, die Rindermast und der Auslaufstall. Geblieben sind noch (kurzfristig) die Schweinemast (Auslauf); gehalten werden ebenso noch ca. 120 Hühner und 10 Schafe. Der Sonnenhof als Bauernbetrieb wird in wenigen Jahren vollständig aufgegeben werden.

Fläche: 36 ha.

Anbau: Weizen, Gerste 14 ha, Raps 2,6 ha und Mais 2,7 ha, Konserven-

Gemüse 3 ha, Blumen 0,5 ha, Naturwiesen 9 ha, Kunstwiesen 1,6 ha; der Rest (2,6 ha) ist Ökofläche. Eigener Obstbaumbestand.

Selbstvermarktung von Eiern, Most, Blumen, Gemüse (Selbstpflücker).

Milchgenossenschaft: Die ehemals so wichtige Milchgenossenschaft ist nur noch mit der Liegenschaftsverwaltung betraut. Die während langen Jahren so umstrittene Konsummilch wird nur noch auf 3 Höfen produziert. Die MIBA holt dort die Milch direkt mit dem Tankwagen ab, so dass auch eine Sammelstelle überflüssig geworden ist.

Ackerbau: Soja, Sonnenblumen, Dinkel.

Obstbau: Auch im Obstbau zeigt sich ein Wandel: Im ehemaligen Kirschenland Baselbiet lohnt sich der Kirschenanbau nicht mehr wirklich. Die Preise sind zu

niedrig, die Pflücklöhne zu hoch. Höfe, die vermehrt Obstbau betreiben, setzen nun eher auf Äpfel.

Da in der zunehmend globalisierten Freizeit- und Dienstleistungsgesellschaft die blosser Produktionssteigerung keinen Sinn mehr macht, ist die Umstellung auf sinnvolle Nischenproduktionen und Dienstleistungsangebote ein Gebot der Stunde und diesbezüglich kann die Stadtnähe von Aesch eine Chance darstellen.

Direktvermarktung wird von den meisten

Höfen betrieben, vor allem bei folgenden Produkten: Einige Bauern bringen Gemüse, Obst, Eier direkt mit dem Wagen in die Läden der umliegenden Dörfer und der Stadt. Daneben gibt es etliche Marktfahrer, die direkt auf den Hof kommen, um sich mit Gemüse und Obst einzudecken.

Im Bereich der Dienstleistung gibt es verschiedene Angebote wie zum Beispiel «Bym Buur in d'Schuel» oder «Schnörliheuet».

B. Ausgewählte Aspekte

1. Landwirtschaft und Kirche

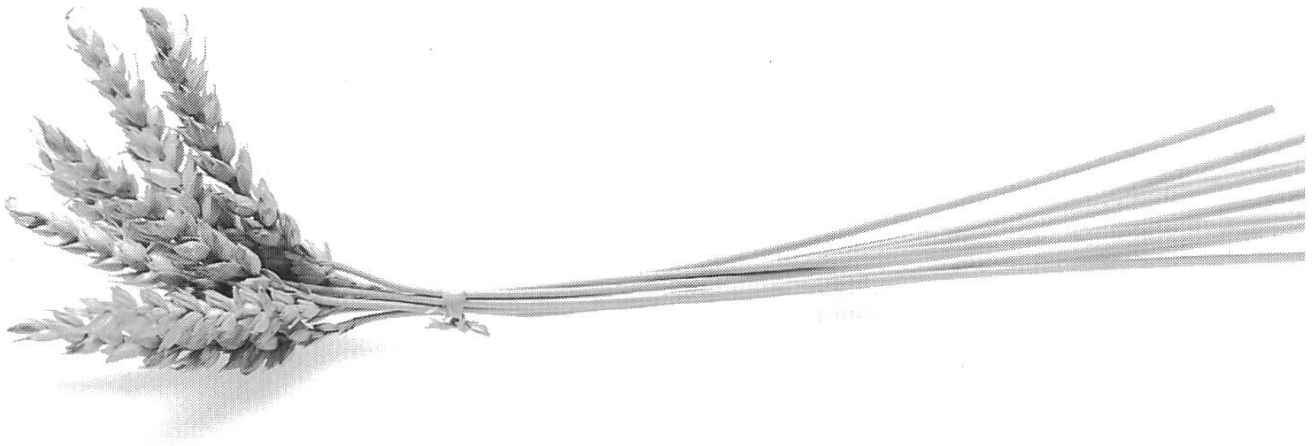
Die Bevölkerung von Aesch war um 1900 immer noch überwiegend katholisch: Von den 1867 Einwohnern um 1905 waren 1598 Katholiken, 263 Protestanten. Die Katholische Kirche prägte mit ihrem damals noch reicheren Schatz an Ritualen und Feiern die verschiedenen Aspekte des Dorflebens, darunter auch die Landwirtschaft.

So gibt es auch etliche Heilige, die als Schutzpatrone und Schutzpatroninnen der Landwirtschaft in ihren verschiedenen Bereichen beistehen. Es seien hier nur ein paar wenige aus der grossen Zahl genannt. Der Heilige Antonius der Grosse wird in seiner Funktion als Vieh- und Bauern-Patron in manchen Regionen liebevoll als «Säuli-Toni» bezeichnet. Der Heilige Florian wird gegen Dürre und Unfruchtbarkeit der Felder sowie bei Wasser- und Feuergefahr angerufen. Die Eiseilige Sofia schützt vor Frostschäden und soll für gutes Wachstum der Feld-

früchte sorgen. Der Heilige Leonhard ist ein Patron der Viehhalter und die Heilige Barbara wird als eine Nothelferin der Bauern ganz allgemein betrachtet.

An Auffahrt und zu einem Termin im Herbst gab es regelmässig Bittgänge und Flurprozessionen, beispielsweise nach Dornach oder ins Tschäpperli.

Daneben praktizierten die Menschen aber auch ihre stilleren Rituale katholischer Frömmigkeit, so gab es noch bis in die 1950er Jahre hinein Bauersleute, die ihren Tieren in einer Art franziskanischer Kommunion Agathabrot austeilten. Und selbstverständlich wurden die geweihten Palmzweige aus der Palmsonntagsmesse in Stall und Haus aufgehängt, so wie es auch heute noch hier und dort praktiziert wird. Bei drohender Seuchengefahr oder kranken Tieren wurden bei manchen Bauern die Kapuziner in Dornach um Rat gebeten. Sie kamen dann, um den Stall



Ein 1984 im benachbarten Sundgau gefertigtes Glückhämpfeli. (Bild DW)

auszusegnet; gelegentlich wurde ein Stück «Malefiz-Wachs» oder etwas Ähnliches im Stall angebracht.

Bericht aus der Kirchenzeitung vom 25. Mai 1933: «Aesch, Auffahrtstag. Wie herrlich und schön ist es, am Feste Christi Himmelfahrt einer Flurprozession beizuwohnen, wenn der H. H. Pfarrer in Begleitung des H. H. Vikars und den Ministranten und in Anwesenheit der Gläubigen auf dem freien Feld, wo alles in schönstem Grün steht, den göttlichen Segen spendet. [...] Es ist wirklich etwas Gutes und Schönes, wenn in einer Gemeinde die Bewohner zusammen gehen und zusammenhalten; das hat sich bewiesen am Auffahrtstage, als circa 2000 Personen an der Flurprozession teilnahmen. Möge die Flurprozession am Auffahrtstage immerfort und unverändert erhalten bleiben.»

Noch 1968 hiess es im *Aescher Chilcheblättli*: «Am Feste Christi Himmelfahrt halten wir wieder wie gewohnt unsere Flurprozession ab. Wir sammeln uns in der Kirche. Punkt 08:00 geht die Pro-

zession von der Kirche weg. Die Messfeier ist im Freien.» Wie viele Menschen sich noch einfanden, ist nicht zu erschliessen, aber es dürften nicht allzu viele gewesen sein, denn um 1970 wurden die Flurprozessionen eingestellt, wobei die massive Verkehrszunahme auf den Strassen und das fehlende Interesse die Ursache gewesen sein dürften. Zudem wuchs mit der Bevölkerung auch die Zahl der Protestanten und Konfessionslosen, und es kommen auch immer mehr Menschen mit anderen Religionen hinzu.

In jüngerer Zeit fanden sowohl in reformierten als auch in katholischen Kirchen die Erntedankgottesdienste Verbreitung. Die schön geschmückten Gabentische bereichern den Gottesdienst mit einem sinnlichen Element und sind Ausdruck der Freude über die Gabenfülle der Natur, wie sie sich in den Gärten der Einfamilienhäuser und der Bauernhöfe präsentiert. Möglicherweise erhält bei dieser Feier die ästhetisch-spielerische Freude einen grösseren Raum, da wir nicht mehr auf Gedeih und Verderben auf die eigene Ernte angewiesen sind.

Religiös geprägte Bräuche: Neben der kirchlich geprägten Frömmigkeit gab es bis Anfang des 20. Jahrhunderts auch einen Mischbereich, den man als Volksfrömmigkeit bezeichnen könnte. In diesen Kontext gehörte zum Beispiel das Glückshämpfeli: Am Ende der Getreideernte versammelte sich die ganze Schar der Erntearbeiterinnen und Erntearbeiter um neun übrig gelassene Ähren. Ein Kind schnitt dann diese Ähren im Namen der

Heiligen Dreifaltigkeit, darauf wurden sie mit Kornblumen verziert, zusammengebunden und im Hause aufgehängt. Für die nächste Aussaat wurden dann die Körner des Glückshämpfeli unter das Saatgut gemischt – wohl in der Hoffnung auf eine ebenso gute Ernte. Das Brauchtum um das Glückshämpfeli scheint aber noch vor dem Ersten Weltkrieg verschwunden zu sein.

2. Genossenschaften, Vereine und Verbände

Die europäische Wirtschafts- und Agrarkrise in den 1880er Jahren traf auch die Schweizer Bauern. Sie hatten schon einige Zeit vorher damit begonnen, ihre Landwirtschaft stärker auf die Vieh- und Milchwirtschaft auszurichten, denn die Getreidepreise waren durch billige Importe aus den USA und Russland zusammengebrochen. Das ging während einiger Jahre gut, bis auch in diesem Bereich die ausländische Konkurrenz spürbar wurde und die Preise zu sinken begannen. Da vom Bund in dieser Situation keine Hilfe zu erwarten gewesen war, versuchten sich die Bauern über die Gründung von Genossenschaften selbst zu helfen. In einer solidarischen, demokratischen, freiwilligen Vereinigung liessen sich Absatz, Verwertung und Anschaffung von Produktionshilfsmitteln effizienter organisieren. Da die Krise die Milch- und Viehwirtschaft am stärksten traf, waren die ersten Gründungen Käserei- und Milchgenossenschaften sowie Viehzuchtgenossenschaften. Etwas später kamen dann die landwirtschaftlichen Genossenschaften und die Darlehensgenossenschaften hinzu. Selbst gewisse Versicherungen – zum Beispiel Vieh- und

Hagelversicherungen – wurden zu Beginn genossenschaftlich organisiert.

Neben den kurzfristigen, rein wirtschaftlichen Zwecken im Absatz- und Vermarktungsbereich wurden über die Genossenschaften auch neue technische Errungenschaften und neue Produktionsmethoden vermittelt. Sie bildeten ein ideales Forum der Bauern, so dass auch Bund und Kantone immer wieder über die grösseren Genossenschaftsverbände den Zugang zur Basis suchten. Da die Bauern über die Genossenschaften einen Weg fanden, sich an die Anforderungen der zunehmend industrialisierten Gesellschaft anzupassen, kann man sie wohl mit Recht neben den Schulen, Ausstellungen und den Vertretern der Industrie als einen Modernisierungsfaktor oder eine Modernisierungsagentur betrachten.

Die Käserei- und Milchgenossenschaft Aesch-Pfeffingen: 1881 wurde in Aesch eine Käsereigesellschaft gegründet. Es wurden eine Sammelstelle für die Milch und eine Käserei gebaut, wo anfänglich ein Käser die von den Bauern abgekaufte Milch zu Käse verarbeitete. Die Bauern

mussten jedes Jahr neu über den Milchpreis verhandeln, hatten dann aber einen gesicherten Absatz zu einem fixen Preis. Offenbar lohnte sich aber das Käsen in Aesch selber nicht, denn schon in den 1890er Jahren wurde die Milch nach einer öffentlichen Ausschreibung an Händler in der Stadt oder in den umliegenden Gemeinden verkauft. Da es sich um ein genossenschaftliches Unternehmen handelte, gab es für die Teilhaber auch gewisse Pflichten: So mussten sie beispielsweise einen gewissen Anteil an minderwertigem Ausschusskäse (oft Emmentaler oder Tilsiter) kaufen, der dann auf dem Znüni-Brot landete.

Es kam auch in Aesch immer wieder einmal vor, dass die Milchhändler und Käser zusammen mit dem Vorstand gegen gewisse Bauern vorgehen mussten, welche die Milch verfälschten oder mit verunreinigtem Geschirr hantierten und so dem Käser ins Handwerk pfuschten. So heisst es in den neuen Statuten der Gesellschaft von 1891:

«§ 5 Jedes Mitglied verpflichtet sich, alle von seinen Kühen herrührende Milch mit Ausnahme derjenigen, welche: 1. in die eigene Haushaltung, 2. zur etwaigen Aufzucht von Kälbern verwendet wird, der Gesellschaft abzugeben.

§ 6 Alle Milch soll folglich nach dem Melken in sauber ausgebrühten [sic] Geschirren Morgens und Abends von 6–7 Uhr überschickt werden.

§ 7 Von kranken Kühen darf keine Milch und von frisch gekalbten erst vom 5ten Tage in die Käserei geliefert werden.

§ 8 Ist ein Mitglied überwiesen, absichtlich gefälschte oder abgerahmte Milch geliefert zu haben, so ist dasselbe von der Gesellschaft zu einer Busse von Fr. 20 bis Fr. 50 zu bestrafen nebst allfälligem Schadenersatz an den Übernehmer; im

Rückfalle ist die erst ausgesprochene Strafe zu verdoppeln event. Ausschluss aus der Gesellschaft.»

Die Milchgenossenschaft erfüllte aber neben der rein ökonomischen Organisation des Absatzes auch wichtige soziale Funktionen. Da die Bauern zweimal am Tag die Milch zur Sammelstelle im Dorf brachten, war das *Milchhüsli* ein Treffpunkt im Dorf, wo Informationen und Klatsch ausgetauscht werden konnten. Die monatliche Auszahlung des Milchgeldes wurde jeweils in einer Wirtschaft des Dorfes vorgenommen und bot allein den Männern neben dem sonntäglichen Schoppen einen der wenigen geselligen Momente im sonst arbeitsgeprägten Alltag. Einmal pro Jahr wurde auch eine Genossenschaftsreise organisiert. Anfänglich waren es nur kürzere Ausflüge zwischen den Melkzeiten, später dann ins Bündnerland, ins Tessin, an den Genfersee, ins Berner Oberland, aber auch ins nahe Ausland. Für die meisten Bauern waren das die einzigen Ferien, die sie sich leisten konnten. Bei diesen Reisen durften die Frauen nach dem Kriege gnädigerweise manchmal auch mit.

Diese anfänglich lokal organisierten Milchgenossenschaften schlossen sich bald zu regionalen Genossenschaftsverbänden zusammen, um so ihre Position gegenüber den Konsumgenossenschaften der Städte im Kampf um den Milchpreis zu verbessern. 1905 wurde der *Verband Nordwestschweizerischer Milch- und Käsereigenossenschaften* gegründet, der noch im selben Jahr einen Vertrag mit dem Allgemeinen Consumverein (ACV) Basel abschliessen konnte. 1907 erfolgte dann gar der nationale Zusammenschluss zum *Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten*, denn die Probleme mit der Überproduktion und dem Preis-



Gruppenbild von der Milchgenossenschaftsreise ins Tessin am 3. August 1949. (Bild zvg)

zerfall im Milchsektor hatten den regionalen Rahmen längst gesprengt.

1930 erfolgte der Umbau der Käserei in eine Milchzentrale mit Laden und Kühlanlage. Die Ansprüche an die Milchqualität waren gestiegen und eine Kühlung wurde immer wichtiger. 1941 kam es zum Aufkauf der Kundschaft von Herrn Gauch durch die Milchgenossenschaft. Herr Gauch behielt seinen Laden, wurde aber angehalten, seinen Bedarf an Milch und Käse entweder bei der Milchgenossenschaft oder dem Milchverband zu kaufen. Damit erfolgte auch die Fusion der beiden zuvor während längerer Zeit getrennt bestehenden Milchgenossenschaften; der Milchverband wirkte dabei als Vermittler im Hintergrund mit.

Die Überproduktion im Bereich der Milch machte der Milchgenossenschaft schon lange vor der offiziellen staatlichen Kontingentierung 1977 grosse Probleme, so dass in den 1950er Jahren eine genossenschaftsinterne Milchkontingentierung diskutiert wurde.

1975 wurde die Milchsammelstelle aufgehoben und ein neuer Laden eingerichtet. Die Milchsammelstelle befand sich nun bei Emil Siegenthaler an der Klusstrasse, bis vor einigen Jahren die *Milchgenossenschaft Basel (MIBA)* damit begann, die Milch direkt bei den verbliebenen Milchproduzenten abzuholen. Die Milchgenossenschaft erfüllt somit ihren eigentlichen Zweck nicht mehr, sie ist heute nur noch eine Liegenschafts- und Grundeigentümerge nossenschaft.

Die Landwirtschaftliche Genossenschaft:

Die Landwirtschaftliche Genossenschaft Aesch entstand aus dem 1885 gegründeten landwirtschaftlichen Ortsverein. Sie kümmerte sich vor allem um die Beschaffung von Dünger, Saatgut, Futtermittel und Schädlingsbekämpfungsmitteln und sorgte für den Absatz und die Vermarktung der Produkte aus Obst- und Ackerbau. Bald schon wurden für die gemeinsame Verwendung auch Maschinen angeschafft, so beispielsweise ein Dreschmaschine, eine Mostpresse, eine Fruchtputzmaschine. Später kamen Brennapparat und Kreissäge hinzu. Es wurden aber auch Beratungen, Kurse und Vorträge zu landwirtschaftlichen Themen wie Viehpflege, Düngerlehre, Obstverwertung, Futterbau und Wechselwirtschaft angeboten. Dies war bei dem nun einsetzenden Modernisierungsprozess, u. a. im Bereich der Dünge- und Pflanzenschutzmittel, von grosser Bedeutung. Über den regionalen Dachverband wurden in den 1920er Jahren in Solothurn auch Buchhaltungskurse angeboten – ganz im Sinne des Bauernvaters Ernst Laur, der sich schon um die Jahrhundertwende für die Einführung einer betrieblichen Buchhaltung stark gemacht hatte.

Der Verein wurde 1914 rechtlich zu einer Genossenschaft mit neuen Statuten und einem Eintrag ins Handelsregister. 1919 wurde nördlich der Kapelle das erste Lagerhaus der Genossenschaft gebaut, das damals offenbar zu den besten in der Region gehörte. Da die alte Dreschmaschine erneuert werden sollte, entschied man sich 1919 für eine Dreschgenossenschaft mit Reinach, doch offenbar lohnte sich der Versuch nicht, denn schon 1924 wurde die gemeinsame Genossenschaft liquidiert.

Die Umsätze stiegen in den folgenden

Jahren erfreulich, doch gegen Ende der 1920er Jahre zeichnete sich eine neue Krise in der Landwirtschaft ab. Im Jahresbericht der Landwirtschaftsgenossenschaft heisst es: «Die Preise für Rohstoffe und Bedarfsartikel, die Löhne und allgemeinen Unkosten stiegen eher, so dass ein Abbau der Produktionskosten unmöglich war. Andererseits aber erfuhren die Hauptprodukte unserer Landwirtschaft, Vieh- und Milchprodukte, infolge ungünstiger Absatzverhältnisse auf der ganzen Linie nicht unwesentliche Senkungen. Da ist es verständlich, wenn sich in unsern Bauernkreisen mehr und mehr ein eigentlicher Notstand geltend macht, wenn gar viele Bauern am Ende ihrer wirtschaftlichen Widerstandskraft angelangt sind, wenn ihre Kaufkraft mehr und mehr schwindet. Die teilweise beängstigende Zunahme der Buchausstände reden hiezu ein betrübendes Wort. Wenn es nicht gelingt, durch technische und wirtschaftliche Selbsthilfe sowohl als durch staatlichen Schutz unsere landwirtschaftliche Produktion ihrer Einseitigkeit zu entbinden, einen auf den Acker- und Getreidebau sich stützenden, vielseitigen Betrieb einzurichten und auszudehnen, den Inlandmarkt dann aber besser der eigenen Landesproduktion zu erschliessen und endlich die Produktionskosten mit den Produktpreisen in rentablen Einklang zu bringen, dann geht unsere Landwirtschaft trüben Zeiten entgegen.»

Mit der Weltwirtschaftskrise ab 1929 stieg die Zahl der verschuldeten Bauern rasch an, was sich natürlich auch auf den Umsatz der Genossenschaft auswirkte. Zudem löste sich in einer Phase der Misswirtschaft ein Verwalter nach dem anderen ab. Ein Konkurs stand ins Haus. 1932 wurde die Lagerhausverwaltung direkt dem Nordwestverband landwirtschaftlicher Genossenschaften in Solo-

thurn unterstellt. Diese holte von Oberwil Albert Schweighauser als Verwalter nach Aesch, der sich dort mit Erfolg ans Auf-räumen und Reorganisieren des «verluderten Rattenloches» machte.

Das Schwergewicht der Genossenschaft blieb die Vermittlung von Produktions-hilfsmitteln und die Organisation des Ab-satzes gewisser Produkte, während der Bereich der genossenschaftlichen Ma-schinennutzung an Bedeutung verlor. 1939 wurde gemeinsam eine Motor-spritze angeschafft, um der Kartoffelkä-ferplage besser begegnen zu können.

1944 musste schliesslich ein neues La-gerhaus gebaut werden, da es mit dem wachsenden Umsatz nicht mehr den An-sprüchen genügte: Die Lagerräume platz-ten aus den Nähten und das Büro des Ver-walters war so klein, dass man kaum Platz für die Akten und Bücher fand. 1960 konnte sich die Genossenschaft auf-grund der erfreulichen Umsätze aus dem Vertrag mit dem Nordwestverband lösen und den Betrieb des Lagerhauses wieder selber an die Hand nehmen. Für eine gute Kontinuität sorgte dabei Albert Schweig-hauser, der noch bis zirka 1962 als Ver-walter tätig blieb. 1985 wurde das Lager-haus renoviert und vergrössert.

Auch wenn die Zahl der Bauern immer mehr abgenommen hat und unterdessen vor allem die Biobauern ihre zusätzlichen eigenen Bio-Organisationen haben, erfül-len die Genossenschaft und der Landi-Laden nach wie vor eine wichtige Rolle, zumal unterdessen auch Hobbygärtner und Kleinviehbesitzer den Laden unter-stützen.

Weitere Genossenschaften: Nicht von der gleich zentralen Bedeutung wie Milch-

und Landwirtschafts-genossenschaft, aber dennoch erwähnenswert sind Viehzucht-genossenschaft und Raiffeisenbank. Die 1898 erfolgte Gründung der Viehzucht-genossenschaft Birstal diente vor allem der kontrollierten Zucht von reinrassigem Vieh, über die auch eine Steigerung der Fleisch- und Milchproduktion erreicht werden sollte.

Das Prinzip der genossenschaftlichen Selbsthilfe stand auch hinter der Grün-dung der *Raiffeisenbank Aesch-Pfeffin-gen* 1902, die vor allem durch den Ka-tholischen Männer- und Arbeiterverein vorangetrieben wurde, um den mit Hypo-theken und Schulden arg belasteten Bau-ern faire Kredite zu ermöglichen.

Vereine und Verbände: Während sich die Männer schon früh zu Interessengemein-schaften zusammenfanden, sei es in Ge-nossenschaften oder Lobbyorganisationen wie dem Schweizerischen Bauernver-band 1897, fanden die Bauersfrauen und Bäuerinnen erst 1932 in der Folge der Schweizerischen Ausstellung für Frauen-arbeit (SAFFA 1928) im Schweizeri-schen Landfrauenverband (SLV) ein ge-meinsames Forum für ihre Anliegen in den traditionellen Bereichen Haushalt, Erziehung, Kleinviehhaltung, Gartenbau und Direktvermarktung. Der SLV machte auch die Ausbildung und Weiterbildung der Bäuerinnen zu einem Thema. Ange-sichts der Tatsache, dass die Frauen in der Schweiz das Stimmrecht noch lange nicht besaßen und ihre Arbeitsleistung als selbstverständliche Ergänzung ange-schaut wurde, sind diese zeitliche Verzö-gerung und die apolitische Haltung des SLV nicht weiter erstaunlich.

3. Feldregulierungen in Aesch

Der Begriff der Feldregulierung oder der Melioration (= Bodenverbesserung von lat. melior = besser) meint das Zusammenlegen von kleinen, zerstreuten Parzellen zu grösseren Landstücken (Arrondierung) und deren Erschliessung durch ein Wegnetz sowie die Massnahmen zur Verbesserung der Bodenqualität durch Entwässerung (Drainage) mittels unterirdischer Abflussröhrensysteme, Quellsfassungen und Begradigen von Bächen.

Durch die Vielzahl der Haupt- und Nebenerwerbsbetriebe war das Land unter vielen Besitzern verteilt. Durch die Realteilung in den Familien waren zudem die Güter zerstückelt und lagen oft weit auseinander. Gewisse Parzellen waren nicht breiter als ein Sensenschwung und wurden spöttisch als «Hoseträgerriemli» bezeichnet. Der Zugang zu den eigenen Parzellen war oft nicht durch Wege erschlossen, so dass man mit seinen Feldnachbarn Absprachen über die Bewirtschaftung treffen musste. Ein rationelles, effizientes Bewirtschaften war angesichts solcher Verhältnisse nicht möglich, vom lohnenden Einsatz von Maschinen ganz zu schweigen.

Die Notwendigkeit von Feldregulierungen wurde bereits 1881 an einer Versammlung des landwirtschaftlichen Vereins Baselland in Aesch anlässlich eines Vortrags eines Aargauer Vermessungsingenieurs diskutiert. Der Vorstand des Landwirtschaftlichen Vereins gelangte daraufhin mit einer Petition für eine juristische und finanzielle Unterstützung von Feldregulierungen an den Landrat. 1895 wurde schliesslich das kantonale «Gesetz betreffend Felderregulierung und Anlegung von Feldwegen» erlassen. Der Kanton verpflichtete sich damit, Melioratio-

nen mit Subventionen von 5 bis 25% zu unterstützen, und der Bund versprach in seinem Landwirtschaftsgesetz, Meliorationsprojekte zu 40% zu unterstützen, falls Gemeinde und Kanton für den Rest aufkommen würden. Der Bundesrat ging davon aus, dass mit der Einbindung von Gemeinde und Kanton in die Subventionspflichten die Qualität der Projekte garantiert und Missbräuche im Subventionsbezug beschränkt würden.

Meliorationsprojekte in Aesch

1. Das erste konkrete Projekt zur Feldregulierung wurde in Aesch 1903 in Angriff genommen: Es ging dabei um die Errichtung eines Weges zur Erschliessung der Grundstücke im Gebiet der «Au». Grosse Probleme oder Widerstände von Seiten der Landbesitzer hatte es dabei keine gegeben.
2. Ab 1906 wurde die Zusammenlegung von Parzellen in den Gebieten «unter Schwang» und «Holle» in Angriff genommen. Da hier aber viele Besitzer davon betroffen waren, gab es viele Einsprachen und Streitereien, die dazu führten, dass sich der Meliorationsprozess bis ins Jahr 1914 hinzog. Ein Hauptgrund für Streit und Ungerechtigkeiten dürfte wohl die Tatsache gewesen sein, dass in der Vollzugskommission etliche von der Regulierung betroffene Landbesitzer sasssen, welche teilweise zu ihren eigenen Gunsten entschieden – das Klima im Dorf wurde dadurch nachhaltig vergiftet. Ein Denkmal samt Brunnen erinnert noch heute an dieses schwierige Stück Dorfgeschichte und sorgte im Zusam-

menhang mit einer Baumfällaktion im Jahre 2001 wieder für Unfriede im Dorf.

3. Das dritte Meliorationsprojekt 1916–1918 war zum Glück weniger problematisch, da es dabei um die Entwässerung der Grundstücke am Klusbach mittels Drainageröhren, um die Fassung von Quellaufstössen und um die Eindohlung des Klusbaches auf einer Länge von 300 Metern ging.
4. 1936 wurde für die Kanalisierung des Krebsbaches und die Feldregulierung an der Grenze zu Pfeffingen eine gemeinsame Vollzugskommission mit Pfeffingen gebildet. Bei diesem Projekt, das in die Jahre nach der grossen Weltwirtschaftskrise fiel, wurden für die Arbeiten vor allem Arbeitslose aus den beiden Gemeinden eingesetzt. 1942 wurde in kleineren Projekten die Entwässerung von Gebieten, die zum Schürhof und zum Schlatthof gehörten, durchgeführt. Im selben Jahr forderten auch die Besitzer von Parzellen an den Kluser Rebhängen eine Melioration. Sie hatten sich in den 1930er Jahren noch dagegen ausgesprochen, nun aber sahen sie die Vorteile der Zusammenlegung und der Erschliessung der Parzellen, mussten sich dann aber bis nach dem Krieg 1948 gedulden.

Die Meliorationen brachten neben dem grossen wirtschaftlichen Nutzen auch tiefgreifende Veränderungen ins Landschaftsbild und die lokale Ökologie. So wurden Hecken, welche Vögeln und Kleintieren Unterschlupf gewährten, gerodet und Feuchtgebiete, wo verschiedene Pflanzen und Tiere ihren Lebensraum hatten, trockengelegt. Als Beispiele aus Aesch seien der verschwundene Eisweiher beim Klusbach oder die fehlenden Auen an der begradigten Birs genannt.

Auch wenn viele Landbesitzer, allen voran die Bauern, den wirtschaftlichen Nutzen eines Landabtausches sahen, so gab es doch eine Art emotionaler Bindung an das geerbte oder erworbene Land und den darauf gepflanzten Obstbäumen, die eine Handänderung nicht leicht machte. Dazu ein Beispiel: Bei der sonst problemlos verlaufenden Feldregulierung in den 1930er Jahren gab es eine Landbesitzerin, die sich nicht von einem gegenüber ihrem Hause stehenden Lindenbaum trennen wollte, von dem sie behauptete, er gehöre ihrer Familie. Sie zog den Fall bis vor die Kantonsbehörden und erhielt dort dann auch Recht, so dass aus dem sonst arrondierten Landstück die Ecke mit dem Lindenbaum herausgenommen wurde.

4. Vom Stand zum Beruf – Die landwirtschaftliche Ausbildung

Das Ziel einer verbesserten Ausbildung der Bauern wurde schon von den landwirtschaftlichen Vereinen im 19. Jahrhundert ins Auge gefasst und später vom Bauernverband weiterverfolgt. In den

meisten Kantonen dauerte es aber noch einige Zeit, bis erste Schulen gegründet wurden. Forderungen nach einer landwirtschaftlichen Berufsausbildung wurden noch Anfang des 20. Jahrhunderts

Stunden-Plan 1919/20

Zeit	Montag		Dienstag		Mittwoch		Donnerstag		Freitag		Samstag	
	a	b	a	b	a	b	a	b	a	b	a	b
8—9	Chemie Hofer	Obstbau Heinis	Tierzucht Hofer	Pflanzenbau Späti	Tierkunde Dr. Schmaßmann	Pflanzenbau Späti	Betriebslehre Hofer	Deutsch Dr. Gaß	Tierzucht Hofer	Pflanzenkunde Späti	Obstbau Heinis	Chemie Hofer
9—10	Pflanzenbau Späti	Betriebslehre Hofer	Ausarbeiten	Tierzucht Hofer	Pflanzenbau Späti	Tierkunde Dr. Schmaßmann	Deutsch Dr. Gaß	Pflanzenbau Späti	Pflanzenkunde Späti	Tierzucht Hofer	Betriebslehre Hofer	Pflanzenbau Späti
10—11	Betriebslehre Hofer	Pflanzenbau Späti	Pflanzenkunde Späti	Ausarbeiten	Verfassungskunde Dr. Erny	Ausarbeiten	Pflanzenbau Späti	Betriebslehre Hofer	Geometrie Stamm	Ausarbeiten	Pflanzenbau Späti	Betriebslehre Hofer
11—12	Physik Späti	Verfassungskunde Dr. Erny	Chemie Hofer	Pflanzenkunde Späti	Ausarbeiten	Verfassungskunde Dr. Erny	Physik Späti	Chemie Hofer	Chemie Hofer	Geometrie Stamm	Verfassungskunde Dr. Erny	Physik Späti

1—2					Bau u. Leben der Haustiere Dr. Zehntner							
2—3	Obstbau Heinis	Übungen ev. Unterricht	Pflanzenbau Späti	Chemie Hofer	Physik Späti	Bau u. Leben der Haustiere Dr. Zehntner	Übungen ev. Unterricht	Obstbau Heinis	Übungen ev. Unterricht	Physik Späti		
3—4	Übungen ev. Unterricht	Chemie Hofer	Übungen ev. Unterricht	Übungen ev. Unterricht	Übungen ev. Unterricht	Physik Späti	Chemie Hofer	Übungen ev. Unterricht	Tierkunde Dr. Schmaßmann	Übungen ev. Unterricht		
4 ^{1/2} —5 ^{1/2}	Ausarbeiten	Tierkunde Dr. Schmaßmann	Rechnen Dr. Heitz	Deutsch Dr. Gaß	Ausarbeiten	Ausarbeiten	Rechnen Dr. Heitz	Ausarbeiten	Gemüsebau Heinis	Tierkunde Dr. Schmaßmann		
5 ^{1/2} —6 ^{1/2}	Tierkunde Dr. Schmaßmann	Ausarbeiten	Deutsch Dr. Gaß	Rechnen Dr. Heitz	Ausarbeiten	Ausarbeiten	Ausarbeiten	Rechnen Dr. Heitz	Ausarbeiten	Gemüsebau Heinis		

von vielen Bauern belächelt. Um zu pflügen, säen, eggen, mähen, dreschen und melken braucht es keine Schulbildung, sondern Arbeitswilligkeit und die praktische Einführung durch die Eltern. Dies funktionierte auch, solange die Landwirtschaft primär zur Selbstversorgung in traditionell extensiver Weise geführt wurde. Doch mit dem Einbezug der Landwirtschaft in den Welthandel, mit der Technisierung und der gestiegenen Nachfrage für landwirtschaftliche Produkte in den wachsenden Städten wurden eine Intensivierung und Rationalisierung der Betriebe immer notwendiger und dafür brauchte es nun Zusatzwissen über moderne Dünger- und Futtermittel und natürlich das technische Wissen für den Betrieb der verschiedenen neuen Maschinen. In diesen Bereichen konnten die «Bücherbauern» gegenüber den traditionalistischen Skeptikern die Nützlichkeit ihres Wissens immer wieder unter Beweis stellen.

Die Landwirtschaftliche Schule Basel-Land in Liestal im Berri'schen Gut an der Rheinstrasse startete den für Winter 1918 geplanten Betrieb wegen des Landesstreiks und der Grippenwelle erst im Winter 1919. Unter den ersten Schülern befand sich zwar kein Aescher, aber dafür der spätere Leiter der Landwirtschaftlichen Genossenschaft, Albert Schweighauser. Den ersten Aescher, Samuel Nussbaumer, finden wir im Winterkurs von 1922 bis 1924. Die auswärtigen Schüler bekamen unter der Woche ein Bett im Dachstock des Schulhauses zugeteilt; das Mittagessen – eine Suppe mit einem dicken Stück Brot – wurde im Hotel Falken für einen Franken gemeinsam eingenommen.

Zu den Schulfächern gehörten: Deutsch, Rechnen, Geometrie, Feldmessen, Phy-

sik, Chemie, Pflanzenkunde, Tierkunde, Gemüsebau, Obst- und Weinbau, Forstwesen, Tierzucht und Tierhaltung, Milchwirtschaft, Betriebslehre, Buchführung, Gesetzeskunde und schliesslich auch Turnen und Singen. Neben rein theoretischem Unterricht wurden auch Exkursionen auf gewisse Höfe veranstaltet, um Details wie Viehbeurteilung, Feldmessen, Obstbaumpflege etc. vor Ort zu üben. Wegen der Theorielastigkeit der Winterschule in Liestal schickten die Eltern je nach Herkunft ihre Söhne in die Landwirtschaftlichen Schulen von Solothurn (Wallierhof), Bern (Rüti) oder in einem Fall in der Kombination mit einem Welschlandjahr in die Schule von Neuchâtel.

Platzmangel im Schulgebäude und der zunehmende Verkehr auf der Rheinstrasse wurden immer problematischer. 1937 wurde im Landrat die Errichtung einer landwirtschaftlichen Schule mit Gutsbetrieb, wo auch eine hauswirtschaftliche Abteilung eingerichtet werden könnte, gefordert. 1948 kaufte der Kanton den Hof «Galms» bei Lausen. Der Hof diente während 5 Jahren als Schulbetrieb, aber Arrondierungsprobleme sowie Probleme bei Zufahrt und Wasserversorgung legten eine andere Lösung nahe. 1951 erfolgte schliesslich der Kauf des Gutes Ebenrain. Mit Landzukäufen konnte dem Gutsbetrieb eine sinnvolle Fläche zur Verfügung gestellt werden. Der Landrat beschloss noch im selben Jahr, die landwirtschaftliche Schule aus dem Berri'schen Gut in Liestal und den Schulbetrieb vom «Galms» auf den Ebenrain zu verlegen und zusätzlich eine Hauswirtschaftsschule für angehende Bäuerinnen zu gründen. 1956 konnte dann endlich nach etlichen Bau- und Erneuerungsarbeiten der Schulbetrieb im Ebenrain aufgenommen werden.

Zwischen 1960 und 1970 setzte sich die Motorisierung voll durch, so dass auch die Mobilität der Schüler erhöht wurde. Etliche konnten nun mit dem Auto oder dem Motorrad von zu Hause aus die Schule besuchen und mussten daher nicht mehr im Internat wohnen.

1971 stellte der Schulvorsteher Otto Buess den Antrag, den Gutsbetrieb Ebenrain auf biologischen Landbau umzustellen, das hiess konkret: Verzicht auf Arzneimittelzusätze im Tierfutter und Verzicht auf gewisse Düngstoffe wie synthetischen Stickstoffdünger, Kalichlorid, Superphosphat. Im Getreide- und Hackfrüchtebau wurde wieder gestriegelt und gehackt. Im Obstbau begann man, biologische Ledax-Mittel zu spritzen, und bei der Tierhaltung wurden die Kraftfutterzusätze abgesetzt. Die Käfigbatterien für die Hühner wurden abgebaut. Das war zu dieser Zeit eine mutige, visionäre Entscheidung, auch wenn die Grenzen des Fortschrittes sich bereits abzeichnen begannen. An der Schule wurde der konventionelle Unterricht zwar weitergeführt – doch die Umstellung auf dem Gutsbetrieb wirkte sich natürlich auch auf die Ausbildung der Schüler aus.

Die Zunahme eines ökologischen Bewusstseins und ein gewisser Zivilisationsüberdruß führten dazu, dass in den 1970er Jahren vermehrt Jugendliche aus der Stadt und den Agglomerationsgemeinden die landwirtschaftliche Schule besuchen wollten. Das konnte dann zu Spannungen zwischen Bauern und alternativ eingestellten Nichtbauern führen.

1973 wurde auf dem Ebenraingelände ein Pavillon errichtet, um der Berufsschule ein festes Zuhause zu geben. Diese war zuvor in verschiedenen regionalen Schul-

häusern von Lehrern «ambulant» angeboten worden.

Das ursprünglich «standesmäßige» Bauern wurde nun endgültig zu einem anerkannten Beruf mit einer klaren Ausbildung, die sich an anderen Berufen orientierte, das heisst, es wurden Lehrjahre mit einer begleitenden Berufsschule als Vorbereitung für die Winterkurse, samt späterer Meisterprüfung institutionalisiert. Seit dem Jahr 2000 sind die beiden Winterkurse zu einem Jahreskurs zusammengelegt.

Die Fächer an der Schule wurden mit der raschen Entwicklung in der Landwirtschaft immer vielfältiger. Zu den traditionellen Fächern wie Viehzucht, Obstbau, Düngerlehre, Buchhaltung und Betriebsführung kamen bald schon die praktischen Fächer der Holz- und Metallbearbeitung. Zudem wurden die Kenntnisse im Bereich der Maschinen immer wichtiger. Unterdessen sind nun auch Informatik, PR, Ökonomie und Ökologie Teil des Schulstoffes.

Die bäuerliche Ausbildung richtete sich lange Zeit primär an Männer, denn die zukünftigen Bäuerinnen sollten dem traditionellen Geschlechterrollenverhältnis entsprechend die Hauswirtschaftsschule besuchen. In den Broschüren der Landwirtschaftsschule aus dem Jahre 2001 werden nun aber explizit auch die Frauen angesprochen und hin und wieder findet eine Frau den Mut zur Bäuerinnenausbildung als Betriebsleiterin.

Hauswirtschaftliche Schule Ebenrain: 1935 forderte die Bäuerinnenvereinigung Baselland die Einrichtung einer Schul- und Lehrküche in der landwirtschaftlichen Schule; dahinter wurde bereits der Wunsch nach einer Hauswirtschaftsschule

erkennbar. Doch bis zur Realisierung eines Frauenanliegens dauerte es ganze 20 Jahre, bis 1956 auf dem neueröffneten Ebenrain der erste Winterkurs der Hauswirtschaftsschule starten konnte. Der Andrang war dann aber so gross, dass nicht alle Interessentinnen berücksichtigt werden konnten. 1978 wurde der erste Bäuerinnen-Sommerkurs lanciert und fand einen sehr breiten Interessentinnenkreis auch ausserhalb des rein bäuerlichen Milieus.

Auch die Bäuerinnenausbildung wurde zu einem offiziell anerkannten Beruf mit Lehrjahren, Berufsschule und Fachkursen.

Da der bäuerliche Familienbetrieb traditionell auf einer sich ergänzenden Arbeitsteilung der Geschlechter gründet – der Mann als Betriebsleiter mit den Maschinen auf dem Feld und im Stall, die Frau als Hilfskraft auf dem Feld, als Leiterin im Haus, Garten, Kleinviehstall und bei den Kindern –, bietet die Hauswirtschaftsschule eine Fächerkombination, die sehr den traditionellen Geschlechterrollen entspricht: Kochen, Ernährungslehre, Nahrungsmittellehre, Waschen, Glätten, Materialkunde, Hausarbeit, Nähen, Flicker, Weben, Trachtennähen, Volkstanz, Deutsch, Gartenbau, Rechts-

kunde, Steuerwesen, Betriebslehre, Krankenpflege, Säuglingspflege, Kleintierhaltung, Singen etc.

Ganz im Sinne der nationalen Bauernideologie der Zwischenkriegszeit, die in den Bauern und Bäuerinnen die Garanten echten Schweizertums sahen, wurden die angehenden Bäuerinnen dazu verpflichtet, während der Ausbildung eine Tracht zu nähen. In eine ähnliche Richtung, dass die Bauern auch Brauchtumserhalter sein sollten, deutete der Unterricht in Volkstanz. Das Trachtennähen wird auch heute noch angeboten, doch ist es nun kein Pflichtfach mehr – auch wenn die Trachten zurzeit im Zusammenhang mit Dienstleistungsangeboten auf den Höfen eine neue, eher folkloristische Bedeutung zu erhalten scheinen.

Neuerdings werden in den Broschüren über die Kurse aber auch Männer angesprochen, nur stellt sich die Frage, wie viele Männer sich tatsächlich einfinden.

Der Kontakt der Hauswirtschaftsschülerinnen zu den Schülern an der landwirtschaftlichen Schule führte oft spätere Ehepaare zueinander, so dass der Ebenrain scherzhaft als bäuerliches Heiratsvermittlungsinstitut bezeichnet wurde.

5. Bauern-Familien-Betrieb – Eine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft

In der Schweiz und auch in Aesch werden die meisten Höfe immer noch als Familienbetriebe geführt. In einer hochgradig arbeitsteiligen und spezialisierten Gesellschaft mag das auf den ersten Blick wie ein Überbleibsel aus alten Zeiten erscheinen, doch beim näheren Hinsehen zeigt es sich, dass sich der bäuerliche Famili-

enbetrieb im Laufe der letzten 100 Jahre als die flexibelste und anpassungsfähigste Sozialstruktur in den Wandlungsprozessen der Landwirtschaft erwiesen hat. Je nach Situation kann die Arbeitsbelastung der verschiedenen Mitglieder verringert oder bis zur Selbstausschöpfung erhöht werden. In Krisenzeiten

kann ein Teil der Familie auch auswärts für ein Zusatzeinkommen sorgen, ohne dass dadurch der Betrieb gefährdet würde. Hinzu kommt wohl eine arbeitsbedingte Grundflexibilität, welche die Bauern schon immer brauchten, um sich den Wetterverhältnissen und instabilen Marktsituationen anzupassen – dies ist teilweise immer noch so, auch wenn die langjährige staatliche Bemutterung auch ihre Spuren hinterlassen hat.

Während längerer Zeit wurden die Höfe in einer Art Grossfamilienverband bewirtschaftet. Neben dem Bauernpaar mit den Kindern waren auch die Eltern und unverheiratete Onkel oder Tanten auf dem Betrieb tätig. Hinzu kam eine Anzahl fest angestellter Knechte und Mägde und in Erntezeiten auswärtige Saisonniers. In diesem Sozialgeflecht waren meistens die Bäuerinnen für den Ausgleich und das Sozialmanagement zuständig. Denn im Zusammenleben der Generationen kam es immer wieder auch zu gewissen Spannungen, sei es zwischen Vater und Sohn, zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter oder Bauer und Knechten. Seit Ende des 2. Weltkrieges machte sich auch auf den Höfen immer mehr die Entwicklung von der Grossfamilie hin zur Kernfamilie bemerkbar, obwohl hier oft neben dem Ehepaar und den Kindern die Eltern immer noch auf dem Hof leben. Manchmal kommt ein Lehrling oder eine Lehrtochter hinzu. In arbeitsintensiven Zeiten werden manchmal auch Saisonniers eingestellt. Knechte und Mägde, ledige Onkel und Tanten sind dagegen meistens verschwunden.

In den letzten 80 Jahren hat sich in den Betrieben zunehmend eine auf gegenseitiger Ergänzung beruhende Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau etabliert. Die Kinder werden je nach Geschlecht

Ein möglicher Tagesablauf einer Bauernfamilie im Sommer um 1900:

- 04:00 Die Eltern oder zumindest der Mann steht auf und geht grasen.
06:00 Die Kühe werden aus dem Stall geholt und getränkt, während dessen wird gemistet. Dann werden die Kühe gefüttert und gemolken. Die Milch wird anschliessend zur Sammelstelle im Dorf geführt. Die Kinder werden geweckt.
07:00 Morgenessen. Die Kinder gehen in die Schule.
08:00 Feldarbeit beider Eltern.
09:30 Znüni.
11:00 Die Ehefrau kehrt heim, um zu kochen. Die aus der Schule kommenden Kinder helfen ihr.
12:00 Mittagessen.
13:30 Feldarbeit der Eltern.
16:00 Zvieri. Die Kinder kommen von der Schule direkt aufs Feld, um zu helfen.
18:00 Heimkehr. Stallarbeit und Milchabgabe.
19:00 Nachtessen
20:00 Abladen des Eingebrachten.
21:00 Die Kinder gehen ins Bett. Die Mutter flickt, erledigt Hausarbeiten.
22:00 Die Eltern gehen ins Bett.
-

und Bedarf eingespannt und einbezogen. Diese Ergänzungswirtschaft zeigt sich auch in der Ausbildung zum Bauern als Betriebsleiter und zur Bäuerin als Hauswirtschaftsleiterin. Diese klare Arbeitsteilung hängt auch mit der heute meist noch praktizierten patrilinearen Vererbung zusammen, das heisst, der Hof wird, wenn möglich, über die Söhne weitergeben. Auch wenn kaum ein Hof ohne Bäuerin existieren kann, so wird in der allgemeinen Beurteilung eines Hofes die

Produktion, also Anbau und Viehbestand, im Zentrum stehen, während die Arbeitsleistung der Frau nicht in ihrer Fülle wahrgenommen wird. Deshalb erstaunt es auch nicht, dass die Frauen bei der Technisierung des Hofes oft ihre Wünsche bezüglich Maschinen zur Erleichterung der Haushaltsarbeit hinter die neuen Feldmaschinen zurückstellen mussten, obwohl beispielsweise eine Waschmaschine mehr Zeit und Arbeitsaufwand erspart hätte als gewisse prestigeträchtige Landwirtschaftsmaschinen.

Seitdem sich in der Landwirtschaft langsam die Marktliberalisierung bemerkbar macht, eröffnen sich für die Frauen aus ihren angestammten Tätigkeiten heraus neue Möglichkeiten und Herausforderungen. Schon während der Krise der 1930er Jahre haben die Bäuerinnen gezeigt, dass die ehemals für die hofeigene Selbstversorgung und die nächste Umgebung kultivierten Gemüse und Beeren wie auch der Kleinviehbereich zu einer grösseren Nischenproduktion ausgebaut werden können. Heute ist es vermehrt die Tatsache, dass im Direktverkauf und in gewissen Dienstleistungsangeboten die hauswirtschaftlichen Fähigkeiten der Bäuerinnen auf einer ganz neuen Ebene gefragt sind und diese ihre Rolle neu finden müssen. Das breite Arbeitsspektrum der Bäuerin – vom Haushalt über die Kinderbetreuung, den Garten und die Kleinviehhaltung bis zur Buchhaltung – ist einerseits zwar vielfältig und abwechslungsreich, andererseits ist es aber auch eine grosse Mehrfachbelastung. Das kann bei einer Überforderung zu Spannung auf dem Hof führen, unter der die Partnerschaft zu leiden beginnt. Die Scheidungsrate ist daher bei Bauernehepaaren auch nicht geringer als in der übrigen Gesellschaft. Im Falle einer Scheidung steht aber die Bäuerin wirtschaftlich eher schlecht da. Obwohl

sie während Jahren einen wesentlichen Teil der Arbeit gemacht hat, wird ihr aufgrund des für landwirtschaftliche Betriebe geltenden Ertragswertprinzips nur ein Bruchteil der erarbeiteten Investitionen ausbezahlt. Für ältere Bäuerinnen kommt wegen der prekären Rentensituation eine Scheidung schon fast nicht in Frage. Gleichstellungsorganisationen raten daher den Bäuerinnen, faire Verträge mit ihren Partnern abzuschliessen, um ein böses Erwachen zu vermeiden.

Die Einheit von Arbeits- und Lebensgemeinschaft, die unberechenbare Arbeitszeitbelastung und das anfänglich ungesicherte Einkommen machten es den Bauern für lange Zeit unmöglich, an der sich seit den 1950er Jahren entwickelnden Freizeitgesellschaft teilzuhaben. Die wenige Freizeit wurde vor allem zum Schlafen gebraucht, während die Frauen sie zum Nachholen von Haushalts- oder Flickarbeiten nutzen mussten. Kein Wunder, dass so viele Bauernkinder einen anderen Weg suchten und vor allem immer weniger Frauen bereit waren und sind, die enormen Belastungen einer Bäuerin auf sich zu nehmen, was wiederum für die heiratswilligen Bauern ein grosses Problem darstellen konnte und kann.

Abgesehen vom Kirchenbesuch und der Arbeitsreduktion am Sonntag gab es durch das Jahr hindurch nur wenige Fest- und Freizeitmomente. Neben gewissen kirchlichen Festen waren es vor allem noch die alljährlichen Metzgeten im Winterhalbjahr, die einen festlichen Unterbruch in den harten Arbeitsalltag brachten. Neben Verwandten wurden hier vor allem von den Bauern im Dorf all jene eingeladen, die mit der Abgabe von Speiseresten einen Beitrag zur Schweinemast geliefert hatten. Später kamen dann auch die hin und wieder stattfindenden Bauernabende und Reisen der Genossenschaften hinzu.

Anhang

Anhang 1

Aesch um 1900: Ein Überblick

1867	Einwohner	87	Rindviehbesitzer mit 358 Stück Rindvieh
221	Wohnhäuser		9 Zuchtstiere
384	Haushaltungen		2 Ochsen
17	Gaststätten		269 Kühe
167	Landwirtschaftsbetriebe		49 Rinder
	5 Aussenhöfe (Schlatt-, Schür-, Klus-, Neumatt- und Sonnenhof)		29 Kälber
	162 im Dorf	52	Milchgenossenschaftsmitglieder liefern im Jahr 586 700 kg Milch ab
172	Viehbesitzer		
40	vollberufliche Landwirte		
97	Nebenerwerbslandwirte		
35	Viehbesitzer ohne Landwirtschaft	116	Kleinviehbesitzer
			119 Schweine
40	Pferdebesitzer mit 79 Pferden		1 Eber
	75 Arbeitspferde		9 Mutterschweine
	2 Zuchtstuten		48 Mastschweine
	2 Jungtiere		61 Ferkel
	0 Esel		189 Ziegen
	0 Maultiere		0 Schafe

Anhang 2

Aesch 1929: Ein Überblick

2809	Einwohner	Mittlere Parzellenzahl	9
209	landwirtschaftliche Bevölkerung	Mittlere Parzellengrösse	47 a
88	Landwirtschaftsbetriebe	1522	Apfelbäume
	42 hauptberuflich bewirtschaftet		1347 Hochstämme
			175 Spalier- und Zwergobstbäume
	64 mit vorwiegend eigenem Land	864	Birnbäume
	20 mit 0–1 ha Kulturfläche		597 Hochstämme
	46 mit 1–5 ha Kulturfläche		267 Spalier- und Zwergobstbäume
	8 mit 5–10 ha Kulturfläche		
	14 mit über 14 ha Kulturfläche (Schlatthof 34 ha)	132	Quittenbäume
		3208	Kirschbäume

761	Zwetschgen- und Pflaumenbäume	Übrige Ackergewächse:	
23	Aprikosenbäume	0,01	Hanf und Flachs
27	Pfirsichbäume	0	Raps
159	Nussbäume	0	Mohn
44	Betriebe bauen auf einer Fläche von 52 ha Getreide an:	73	Betriebe bauen auf 5 ha Gemüse an:
24 ha	Winterfrucht	2 ha	Bohnen und Erbsen
5 ha	Sommerfrucht	1,2 ha	Kohl und Kabis
12 ha	Roggen	2 ha	anderes Gemüse
1,4 ha	Korn / Spelz / Dinkel	11	Betriebe haben auf 0,5 ha Beerenkulturen
3 ha	Gerste	87	Betriebe haben auf 294 ha Futterbau:
7 ha	Hafer	39 ha	Kleeäcker, Kunstwiesen
0	Mais	255 ha	Naturwiesen
0	Mischelfrucht	172	ständige Arbeitskräfte über 15 Jahre
0	Einkorn / Emmer	Maschinen:	
72	Betriebe bauen auf 27,4 ha Knollen- und Wurzelgemüse an:	4	Sämaschinen
16 ha	Kartoffeln	29	Mähmaschinen
11 ha	Runkelrüben und Kohlrüben	7	Dreschmaschinen in Betrieben
0,3 ha	Möhren / Karotten		
0,2 ha	Weisse Rüben		

Anhang 3

Aesch 1955: Ein Überblick

62	Landwirtschaftsbetriebe	Ständige Arbeitskräfte:	98 Männer
23	hauptberuflich bewirtschaftet		28 Frauen
39	mit vorwiegend eigenem Land	73	Elektromotoren
36	mit 0–1 ha Kulturfläche	10	Vierradtraktoren, Jeeps, Land-rover etc.
11	mit 1–5 ha Kulturfläche	13	Einachstraktoren, Motormäher
4	mit 5–10 ha Kulturfläche	23	Pflüge
11	mit über 10 ha Kulturfläche	12	Getreidesämaschinen
Mittlere Parzellenzahl	5	15	Mähmaschinen für tierischen Zug
Mittlere Parzellengrösse	120 a	38	Heuerntemaschinen

- 13 Heu-, Garbenaufzüge
- 35 Wagen mit Gummireifen
- 4 Jaucheverschlauchungsanlagen
- 8 Betriebe mit Siloanlagen mit insgesamt 350 m³ Fassungsvermögen

Noch werden pferdegezogene Mähmaschinen verwendet, und Wagen mit Gummibereifung sind offenbar noch keine Selbstverständlichkeit.

Getreideanbau

- 19 Pflanzler bewirtschaften eine Gesamtfläche von 99 ha
 - 59 ha Winterweizen
 - 5 ha Sommerweizen
 - 10 ha Winterroggen
 - 12 ha Wintergerste
 - 3 ha Sommergerste
 - 10 ha Hafer
 - 0 Sommerroggen
 - 0 Dinkel
 - 0 Emmer
 - 0 Einkorn
 - 0 Mischel

Knollen- und Wurzelgewächse

- 17 ha Kartoffeln
- 8 ha Runkel-/Halbzuckerrüben
- 5 ha Gemüse

Anhang 4

Aesch 1965: Ein Überblick

- 26 Landwirtschaftsbetriebe
 - 13 hauptberuflich bewirtschaftet
 - 13 mit vorwiegend eigenem Land
 - 12 mit 0– 1 ha Kulturfläche
 - 3 mit 1– 5 ha Kulturfläche
 - 3 mit 5–10 ha Kulturfläche
 - 4 mit 10–20 ha Kulturfläche
 - 2 mit 20–50 ha Kulturfläche
 - 2 mit über 50 ha Kulturfläche

- 209 ha Natur- und Kunstfutterbau
- 144 ha Naturwiesen
 - 53 ha Kunstwiesen für mehrjährige Nutzung
 - 1 ha Kleearten und Mischungen für einjährige Nutzung
 - 3 ha Silo-, Grünmais und andere Ackerfutterpflanzen als Hauptkultur
 - 8 ha Weiden

Tierbestände

- 14 Besitzer mit insges. 35 Pferden
- 23 Besitzer mit insges. 272 Rindvieh, davon
 - 185 Kühe (überwiegend Simmentaler)
 - 29 Besitzer mit insges. 376 Schweinen
 - 10 Besitzer mit insges. 108 Schafen
 - 8 Besitzer mit insges. 19 Ziegen
- 102 Besitzer mit insges. 5227 Stück Nutzgeflügel (3303 Legehühner)

- Mittlere Parzellenzahl 6
- Mittlere Parzellengrösse 251 a
- Ständige Arbeitskräfte: 43 Männer
6 Frauen
- 137 Elektromotoren
- 18 Vierrad- und Raupentraktoren, Jeeps, Landrover etc.

- 14 Einachstraktoren, Motormäher
- 2 Mähdrescher
- 11 Aufzüge, Gebläse, Elevatoren, Förderbänder
- 10 Melkanlagen
- 1 Jaucherverschlauchungsanlage
- 8 Betriebe mit Siloanlagen mit insgesamt 1154 m³ Fassungsvermögen

228 Stück Rindvieh

Landwirtschaftliche Nutzfläche:

- 53% offenes Ackerland
- 41% Futterbau
- 6% übriges Kulturland

Getreide zur Körnergewinnung:

- 9 Betriebe:
 - 51 ha Winterweizen
 - 9 ha Sommerweizen
 - 19 ha Winterroggen
 - 13 ha Mais zur Körnergewinnung
 - 7 ha Wintergerste
 - 0 ha Sommergerste
 - 0 ha Hafer
 - 0 ha Sommerroggen
 - 0 Dinkel
 - 0 Emmer
 - 0 Einkorn
 - 0 Mischel

Knollen- und Wurzelgewächse:

- 9 Betriebe:
 - 12 ha Kartoffeln
 - 2 ha Runkelrüben

Feldgemüse (Freiland und Hausgärten)

- 8 Betriebe mit 11 ha

Andere Ackergewächse:

- 7 Betriebe:
 - 13 ha Raps- und Rübensorten
 - 13 ha Silo- und Grünmais
 - 2 ha übrige Ackergewächse

Obstbauliche Intensivkulturen:

- 4 Betriebe mit 7 ha

Die Zahl der Traktoren und Elektromotoren hat deutlich zugenommen.

Pferdgezogene Mähmaschinen und Pflüge sind kein Thema mehr. Die Zahl der Jaucherverschlauchungsanlagen ist rückläufig, wohl wegen den aufkommenden Druckfässern.

Zum ersten Mal werden Mähdrescher, Heugebläse und Melkanlagen erwähnt.

Anhang 5

Aesch 1975

23	Landwirtschaftsbetriebe	5 mit 20–50 ha Kulturfläche
	10 hauptberuflich bewirtschaftet	2 mit über 50 ha Kulturfläche
	10 mit vorwiegend eigenem Land	Mittlere Parzellenzahl 6
	10 mit 0– 1 ha Kulturfläche	Mittlere Parzellengrösse 283 a
	3 mit 1– 5 ha Kulturfläche	
	1 mit 5–10 ha Kulturfläche	
	2 mit 10–20 ha Kulturfläche	
		Ständige Arbeitskräfte: 39 Männer
		3 Frauen

25	Vierrad- und Raupentraktoren	Knollen- und Wurzelgewächse:
2	Jeeps, Landrover, Unimog	7 ha Kartoffeln
16	Einachstraktoren, Mähmaschinen	0,7 ha Zuckerrüben
7	gezogene Ladewagen	
9	Melkanlagen	Obstbauliche Intensivkulturen:
		13 ha
8	Besitzer mit 332 Stück Rindvieh, davon 163 Kühe	Die Zahl der Traktoren hat nochmals zu-
7	Besitzer mit 853 Schweinen	genommen und Jeeps/Landrovers/Uni-
		mogs werden separat dazu aufgeführt.
	105 ha Brotgetreidearten	
	51 ha Futtergetreidearten	
	21 ha Raps	Zum ersten Mal werden Ladewagen auf-
	21 ha Silo- und Grünmais	geführt, dagegen wurde nicht mehr nach
	25 ha Kunstwiesen	Mähdreschern, Jaucherverschlauchungs-
	96 ha Kunstwiesen	anlagen, Heuaufzügen, Heugebläsen, Si-
		los und Elektromotoren gefragt – sie
		dürften zur Selbstverständlichkeit ge-
		worden sein.

Anhang 6

Obstbaumbestand Aesch 1961

15557	Obstbäume	Trotz der Pfeffingerkrankheit dominieren
3828	Apfelbäume	immer noch die Kirschbäume. Erstaun-
2779	Hochstämme	lich ist die Zunahme der Zwetschgen-
1049	Niederstämme	bäume und die immer noch grosse Zahl
1663	Birnbäume	an Quittenbäumen. Die Niederstammkul-
812	Hochstämme (44 Mostbirnen)	turen nehmen an Bedeutung zu. Es ist die
851	Niederstämme	Zeit, in welcher der Bund sogar das Ab-
179	Quittenbäume	holzen von Hochstammbäumen prämiert.
4824	Kirschbäume	
3741	Zwetschgen- und Pflaumenbäume	
156	Aprikosenbäume	
733	Pfirsichbäume	
433	Nussbäume	

Quellen und Literatur (Auswahl): GA Aesch; Privatarchive; Archive der Genossenschaften und Vereine; Statistische Jahrbücher; Ergebnisse der Eidgenössischen Betriebszählungen; Heimatkunde Aesch (1985); Kipfer: Die schweizerische Landwirtschaft (1977); Lienhard: Wahrheitssuche im biologischen Landbau (1988); Strübin: Jahreslauf im Zeitenlauf (1991); Klaus/Epple: Basel-Landschaft in historischen Dokumenten 3–5 (1985–1998); Ewald (Red.): Baselland unterwegs, Katalog einer Ausstellung (1982)